



BETRACHTUGEN  
ÜBER EINEN  
REGENTROPFEN  
ERZÄHLUNGEN

CHRISTIAN KNEIPS

## Die Stadt, die kein Gedächtnis hat

Es gibt diese Minuten, vielleicht sogar nur Sekunden, in denen die Zeit, die sonst wie ein breiter, gleichgültiger Strom an den Rändern unserer Aufmerksamkeit vorbeizieht, plötzlich innehält, als hätte sie sich überredet, für einen einzigen Augenblick nicht mehr zu fließen, sondern sich wie ein schwerer Tropfen an der Spitze eines Blattes zu sammeln, bevor sie doch wieder fällt – und in diesem Zwischenraum, in dieser zögernden Blase aus Licht, Lärm und Erwartung, begegnet man einem Menschen, einem Blick, einem Hauch von Möglichkeit, von dem man weder sagen kann, woher er kam, noch wohin er verschwunden ist, wenn man, kaum dass man zu fassen versucht, schon wieder durch das weiterdrängende Leben hindurchgeschoben wird.

Die Großstadt, und damit ist nicht bloß die Architektur gemeint oder das Nebeneinander von Beton, Lichtreklame, Zebrastreifen und U-Bahn-Gewölbe, sondern vielmehr jener Zustand aus ständiger Nähe und gleichzeitiger Unnahbarkeit, aus schier unzähligen Biografien, die einander berühren könnten und es doch nicht tun, diese Stadt also, in der man zwar tausenden von Menschen täglich begegnet, ohne auch nur einem davon wirklich zu begegnen, ist ein Ort, der das Erinnern ebenso effizient aus dem Leben herausfiltert wie das Verweilen, das Innehalten und das wirkliche Sehen – und doch geschieht es mitunter, dass man plötzlich innehält, weil ein auffälliges Gesicht, ein merkwürdiger Gang, ein aufreizendes Geräusch oder das Summen einer Stimme, etwas auslöst, das man nicht benennen kann, eine Art von Ahnung, dass hinter dieser Stirn, die man für einen Moment betrachtet, etwas liegt, das einen selbst betreffen könnte, als würde ein ferner Spiegel zurückblicken.

Es ist keine Liebe auf den ersten Blick, die da anklingt, auch kein Wiedererkennen im romantischen oder spirituellen Sinn, sondern eher ein sehr leises, beinahe schmerzliches Wissen darum, dass der Mensch, den man da sieht, und der einen vielleicht auch nur aus Zufall ansieht, für einen Atemzug aus der gleichen Substanz zu bestehen scheint wie man selbst – aus Zweifel, Sehnsucht, Müdigkeit oder Trotz, und vielleicht, wenn es ein guter Tag ist, auch aus Hoffnung, dieser zarten, beinahe naiven Hoffnung, dass sich inmitten des Straßenlärms, der digitalen Distanzen und der anonymen Massen doch noch eine Verbindung ereignen könnte, die nicht sogleich wieder verweht.

Doch nichts bleibt, und genau das ist das Bitterste: Man steigt aus der Bahn, die Türen schließen sich mit ihrem charakteristischen, gleichgültigen Zischen, und während man sich noch fragt, ob man nicht hätte sprechen sollen, einfach irgendein banales Wort sagen, irgendetwas, das die Möglichkeit geschaffen hätte, die Zeit ein wenig zu dehnen, sieht man durch das Fenster, wie der andere weiterfährt, das Gesicht schon wieder abgewendet, und man bleibt zurück, nicht mit einer Erinnerung, sondern mit einem Vakuum, mit einer Möglichkeit, die nicht einmal mehr das Gewicht einer Erinnerung hat, weil sie nie Wirklichkeit wurde.

Es ist dies die Tragik des urbanen Lebens, das in seinen äußeren Erscheinungsformen zwar die Vielfalt und das Zusammentreffen von Geschichten verspricht, im Innersten aber oft nichts anderes ist als eine Kulisse für das fortwährende Aneinander-vorbeigehen, ein Karussell aus Blicken, die sich nicht treffen, aus Gesprächen, die nicht geführt, aus Fragen, die nicht gestellt werden – nicht aus Bosheit, nicht einmal aus Angst, sondern aus Gewohnheit, dieser tief eingeschliffenen Überzeugung, dass man ohnehin keine Zeit habe, dass man nicht stören dürfe, dass alles flüchtig sei, dass niemand bleibe.

Man gewöhnt sich daran, und das ist das eigentlich Erschreckende: Man beginnt, Menschen nicht mehr als Wesen mit Tiefe und Geschichte zu sehen, sondern als Teil der Geräuschkulisse, als Schatten auf dem Asphalt, als sich bewegende Hindernisse auf dem Weg zum nächsten Termin, und nur ganz selten – vielleicht an einem verregneten Dienstagmorgen, wenn der Wind die Zeitungsschnipsel in spiralförmige Tänze verwickelt und man selbst nicht mehr weiß, wohin mit sich – durchbricht ein Blick, eine Geste, manchmal ein Lächeln diese betäubte Wahrnehmung und erinnert einen daran, dass jedes dieser Gesichter ein ganzes Universum ist, das gerade vorbeizieht. Ich habe nie erfahren, wie sie hieß, die junge Frau, die an einem Septembernachmittag mit einem Buch in der Hand an der Ecke Friedrichstraße/Unter den Linden stand, die mich ansah, als würde sie eine Antwort erwarten auf eine Frage, die sie nicht gestellt hatte, und ich weiß auch nicht, warum ich nicht stehenblieb, warum ich nicht fragte, was sie liest, oder einfach „Hallo“ sagte, es wäre nicht viel gewesen, eine Silbe vielleicht, eine Geste, ein Schritt aus der eigenen Komfortzone – aber ich ging weiter, wie man das eben tut, wie wir alle das tun, aus Angst, aus Trägheit, aus einer seltsamen Form von innerer Müdigkeit, die man sich selbst nicht erklären kann.

Und so bleibt nur der Gedanke, dass in dieser Stadt, in dieser sich ständig drehenden Maschine aus Lärm, Bewegung und Verpassen, das Menschlichste vielleicht genau in der Erkenntnis liegt, dass nichts bleibt, dass jeder Moment, in dem zwei Blicke sich kreuzen und für einen Sekundenbruchteil nicht ausweichen, sondern stehen bleiben, ein Wunder ist – ein kleines, fast unsichtbares Wunder, das keine Folgen hat und gerade deshalb etwas in uns berührt, das wir längst verloren glaubten.

Die Stadt hat kein Gedächtnis, und doch tragen wir ihre Geister mit uns, die keine Namen tragen oder Adressen, sondern wegweisende Gesten, beschützende Lichter, greifende Schatten und diesen einen unsicheren Blick, den man nicht vergisst, weil er so flüchtig war.

## Attilas Grab

Es war in einer jener Nächte, in denen die Zeit selbst zu flackern scheint, als hätte sie sich im Klang der Pferdehufe aufgelöst, im Wehklagen der trauernden Reiter, im wunden Echo eines Reiches, das sich dem Untergang näherte, als Attila, der Geißel gleich durch Europa gezogen war, überraschend in der Rheingegend starb – nicht durch Schwert, nicht durch List, sondern, so heißt es, so wispern es die Ammen, wenn sie Kindern eine Gruselgeschichte erzählen wollen, an einem Blutsturz in der Hochzeitsnacht mit seiner letzten Frau, als ob selbst sein Körper sich geweigert hätte, das Maß an Macht, an Gewalt, an brennender Gier weiter zu tragen.

Der Tod des Hunnenkönigs, dieser Flamme auf den Ebenen, erschütterte das Heer wie ein Blitz, der in einen wandernden Wald schlägt; und weil seine Krieger wussten, dass selbst ein toter Attila noch Gefahr bedeutete – denn seine Gebeine hätten Trophäen werden können, seine Ruhestätte ein Ziel für Feinde, Gaffer, Grabräuber oder römische Rache –, also entschieden sie, seinen Leichnam aus dem Machtzentrum des Lagers zu entfernen, fort vom Blick, fort vom Gedächtnis der Welt, in eine Wildnis, deren Name selbst dem Wind schwer auf der Zunge liegt.

So zog ein ausgewählter Trupp nach Westen, schweigsam in ihrer finsternen Trauer, entschlossen, schwefelgleiche Gesichter in der Dunkelheit verschwindend, geführt nicht von Karten, sondern von einem unerschütterlichen Willen zum Vergessen, und tief in der Gegend des heutigen Saarpfalz-Kreises, im Tal der Blies, wo Nebel an den Bäumen hängt wie feuchte Haut und die Hügel wie uralte, schlafende Tiere wirken, spaltete sich ein kleinerer Tross ab – sechzehn Krieger mit dunklen Pferden und einem hölzernen Sarg, schwer wie das Schweigen, das sie schworen zu wahren.

Man sagt, sie seien bis in den Bettelwald bei Ommersheim vorgedrungen, eine Einsamkeit aus wurzeldurchzogenem Boden, aus Rabenrufen und flüsternden Ästen, und dass sie dort, an einem namenlosen Hang, das Grab ihres Königs aushoben – nicht mit Werkzeugen, sondern mit den Händen, um keine Spuren zu hinterlassen, während die Nacht sie umhüllte wie ein Mantel aus Schwermut, und während der Leichnam Attilas, in ein Leichentuch gewickelt, in den Schoß der Erde glitt, als sei sie selbst sein letzter Feind, der ihn doch nun zu halten hatte.

Doch das Entsetzen liegt nicht allein in der Vorstellung dieses Begräbnisses, sondern in dem, was darauf folgte – denn als die sechzehn Männer zu ihren Brüdern im Hauptlager zurückkehrten, schweigend, schmutzverkrustet und mit leeren Blicken, die mehr gesehen hatten, als ein Mensch ertragen möchte, wurden sie einer nach dem anderen erschlagen, nicht aus Hass, nicht aus Wut, sondern aus Notwendigkeit – damit niemand, nicht ein einziger, das Geheimnis preisgeben könne, wo der tote König ruhe, wo der Kopf des Reiches vergraben liege, wo das Herz des Krieges sein letztes Pochen verlor.

So verschwand nicht nur der Körper Attilas aus der Geschichte, sondern auch seine Gräber, seine Zeugen und seine Wege – als habe man beschlossen, sein Andenken nicht in Steine zu meißeln, sondern in Abwesenheit zu fassen, in jenes Nichts, das mehr bedeutet als jedes Denkmal.

Seither, so raunen es manche, ist der Bettelwald ein Ort, an dem der Boden selbst zu flüstern scheint, wenn man nur lang genug horcht, ein Ort, an dem das Moos niemals ganz trocken wird, als würde darunter noch etwas atmen, ein Ort, an dem Tiere nicht verweilen, als spürten sie eine Störung, eine uralte Gewalt, die nicht verrottet ist, sondern nur schläft.

Es gibt Erzählungen – halb Spuk, halb Warnung –, dass in manchen Nächten ein flackerndes Licht zwischen den Bäumen tanzt, begleitet von metallischem Klirren, das weder Wind noch Tier erzeugen kann, und dass Wanderer, die den Wald ohne Grund durchqueren, zuweilen stumm wieder herauskommen, als hätte ihnen etwas die Sprache geraubt, oder aber mit Augen, die zu tief blicken für ein Leben ohne Trauma.

Manche behaupten sogar, das Grab sei noch da, unangetastet, ein Schnitt in die Welt, den kein Archäologe je heilen könnte, ein Ort, an dem Geschichte und Mythos ineinanderfließen wie zwei Blutströme, ununterscheidbar, und dass der Geist Attilas dort wache, nicht aus Sehnsucht, nicht aus Wut, sondern weil der Krieg nie wirklich stirbt – er ruht nur, begraben unter Schichten aus Laub und Schuld oder kollektiver Verdrängung.

Wer weiß schon so genau: Vielleicht wächst dort kein Gras, nicht weil der Boden zu arm ist, sondern weil das Land selbst beschlossen hat, zu schweigen.

## Projekt Becker – Ein Zwischenfall aus dem Frühjahr 1975

*Aus dem Nachlass rekonstruiert von Dr. Johannes Mahlow, Institut für Zeitgeschichte, München*

Im Zuge der Sichtung privater Nachlassbestände des im Jahr 2008 verstorbenen Franz Becker, wohnhaft in Mainz, stieß das Institut für Zeitgeschichte auf ein unscheinbares Schulheft, betitelt mit dem handschriftlichen Vermerk „Optimierungsvorschlag Ostwirtschaft – Projekt Becker“. Beigefügt war ein kurzer Lebenslauf, verfasst vermutlich in der ersten Hälfte der 1970er Jahre, sowie ein handschriftlicher Bericht über eine Reise in die DDR im März 1975. Die darin beschriebenen Vorgänge konnten zunächst nicht verifiziert werden, doch durch Abgleiche mit inzwischen zugänglichen Stasi-Unterlagen sowie Grenzübergangsprotokollen ließ sich die Authentizität der Schilderungen bestätigen.

Franz Becker, zum damaligen Zeitpunkt 34 Jahre alt und als Lagerarbeiter bei der Deutschen Bundespost tätig, hatte offenbar infolge der medialen Berichterstattung über ein vom Bundesnachrichtendienst geleaktes internes Wirtschaftsdossier der DDR die Überzeugung entwickelt, mit eigenen Überlegungen zur organisatorischen Umgestaltung der sozialistischen Planwirtschaft beitragen zu können. In dem genannten Heft skizzierte er unter anderem Vorschläge zur Dezentralisierung betrieblicher Entscheidungsprozesse, zur Einführung innerbetrieblicher Kontrollmechanismen sowie zur Flexibilisierung der Produktionsplanung – Maßnahmen, die aus heutiger Sicht an westlichen Managementmodellen orientiert scheinen, jedoch in ihrer argumentativen Herleitung teils bemerkenswerte Originalität aufwiesen.

Becker reiste, wie später belegt werden konnte, am 17. März 1975 mit einem Touristenvisum über den Grenzübergang Friedrichstraße nach Ostberlin ein. Bereits am Folgetag stellte er sich im SED-Pilotbüro in der Wilhelmstraße vor und übergab seine Aufzeichnungen mit der Bitte um eine inhaltliche Prüfung. In den internen Vermerken des Büros wird sein Auftreten als „ungewöhnlich, aber nicht feindlich motiviert“ beschrieben. Man vermerkte: „Subjekt scheint überzeugt von eigenen Reformideen, kein erkennbarer politischer Auftraggeber.“

Nach einem kurzen Gespräch wurde Becker von Mitarbeitern des Ministeriums für Staatssicherheit in ein Rückführungsverfahren überstellt und am 19. März 1975 an die westliche Seite Berlins zurückgebracht. Eine weitergehende Überwachung oder strafrechtliche Bewertung erfolgte, soweit ersichtlich, nicht.

Becker selbst scheint über diesen Vorfall zu seinen Lebzeiten nicht gesprochen zu haben. In seinen späteren Unterlagen fanden sich keine weiteren politischen Aktivitäten, keine journalistischen Beiträge oder Korrespondenzen zu dem Thema. Sein Heft blieb, sorgfältig aufbewahrt, zusammen mit Rechnungen, Rentenbescheiden und Familienfotos erhalten.

Aus heutiger Sicht wirkt der Fall Becker wie eine Randnotiz der Zeitgeschichte – ein Zwischenfall, der von niemandem bemerkt wurde, dessen Tragweite kaum über das Persönliche hinausging. Und doch berührt er zentrale Fragen der deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte: Inwiefern war es denkbar, dass Einzelne – unorganisiert, nicht institutionell legitimiert – über Systemgrenzen hinweg an politischen oder ökonomischen Fragen partizipieren konnten? War die Idee eines konstruktiven Dialogs zwischen Ost und West je mehr als eine theoretische Möglichkeit?

Hätte Becker – hypothetisch gesprochen – Gehör gefunden, hätte man seinen Vorschlägen wenigstens auf Fachebene eine ernsthafte Prüfung gewährt, so wäre es denkbar gewesen, dass die wirtschaftliche Stagnation in bestimmten Bereichen der DDR-Industrie zumindest gemildert worden wäre. Doch in einem System, das stärker auf ideologische Kohärenz als auf pragmatische Anpassung ausgerichtet war, blieb für individuelle, ungebundene Impulse kein Raum.

So steht das „Projekt Becker“ exemplarisch für jene stillen Versuche von Verständigung und Veränderung, die an der Struktur der Teilung zerschellten – unbemerkt, unbeachtet, aber nicht ohne Wert für das Verständnis der innerdeutschen Geschichte.

## Als die Zeit sich zu ihm setzte

Er hatte sich, wie so oft bei offiziellen Anlässen des Vereins, der ihm längst mehr war als irgendein Klub, in eine stille Ecke gesetzt, halb im Schatten der hohen Turnhallenwand und doch so, dass er das Geschehen auf der Bühne verfolgen konnte, nicht aus Zurückhaltung, sondern aus einer leisen Gewohnheit heraus, die sich in all den Jahrzehnten gebildet hatte, in denen er – als Zeugwart, als stiller Beobachter, aber vor allem als helfende Hand in allen Lagen – jeden Spieler, jedes Mädchen in der Jugendmannschaft, jeden Trainer und jede Familie kommen und gehen sah, ein Kontinuum inmitten all der Jahre, die, wenn er zurückdachte, voller Stimmen, Gerüche von nassen Trikots, staubigen Bällen und den Jubeln an warmen Sommerabenden waren, wenn der Sieg überraschend kam, und manchmal, wenn er allein im Geräteraum stand, fragte er sich, wo all die Gesichter geblieben waren, die einst mit aufgeschürften Knien vor ihm standen und einen Verband verlangten.

Die große Sportgala zum hundertjährigen Bestehen des Vereins war ein festlicher Abend, wie er ihn nur selten erlebte, mit blank geputzten Pokalen auf langen Tischen, mit einer Blaskapelle, die es verstand, selbst dem geduldigsten Zuhörer ein Lächeln zu entlocken, und mit Ehrengästen, deren Namen er kannte, weil er sie in der Zeitung gelesen hatte, nicht weil er ihnen je begegnet wäre, und während sich die Lichter in den Augen der Kinder spiegelten, die in den vorderen Reihen unruhig hin und her rutschten, überlegte er, wen sie wohl als besonderen Menschen des Vereins auszeichnen würden – vielleicht den langjährigen Präsidenten, vielleicht einen dieser Ehrenbürger der Stadt, die schon in dritter Generation mit dem Verein verbunden waren und deren Bilder in vergilbten Zeitungsartikeln an der Wand des Vereinsheims hingen, genau dort, wo auch die gerahmten Fotos der ersten Mannschaft von 1925 ihren Platz hatten.

Er dachte an die Jahre zurück, in denen er Tränen getrocknet hatte, wenn ein Kind nach einer Niederlage am Spielfeldrand stand, an die ersten Schuhe mancher Spieler, die er aus dem Fundus holte, weil zu Hause gerade kein Geld für neue da war, und an die unzähligen Abende, an denen er noch lange nach dem letzten Abpfiff Trikots in Waschmaschinen stopfte, weil er wusste, dass sie am nächsten Spieltag wieder gebraucht wurden – und er erinnerte sich an den einen Winter, als er in der frostigen Kabine die Heizlüfter aufstellte, damit die klammen Schuhe der Jugendmannschaft nicht über Nacht zu Eisklötzen gefroren, und wie er morgens beim Aufschließen hörte, wie ein Junge leise zu einem anderen sagte, dass der Günni der Grund sei, warum Fußball bei dem Wetter überhaupt noch Spaß mache.

Er wusste noch genau, wie es sich angefühlt hatte, als ihm ein Kind ein selbstgemaltes Bild in die Hand gedrückt hatte, auf dem er mit einem übergroßen Schlüsselbund gezeichnet war, und wie er dieses Bild damals tatsächlich eingerahmt und zu Hause an die Wand gehängt hatte, zwischen all

die gerahmten Mannschaftsfotos, die er im Laufe der Jahre gesammelt hatte; manchmal fragte er sich, ob es seltsam sei, dass ein Mensch wie er, ohne eigene Kinder, in so vielen Fotoalben fremder Familien vorkam, aber meistens empfand er es als eine der stillen Freuden seines Lebens, auf Geburtstagsfeiern oder Hochzeiten plötzlich angesprochen zu werden mit den Worten „Erinnerst du dich noch an mich?“ – und er erinnerte sich – fast immer.

Während auf der Bühne Reden gehalten wurden, bei denen man sich über Jahre hinweg einander dankte, Sponsoren nannte und Weggefährten würdigte, wanderte sein Blick zu den jungen Spielern am Rand der Halle, die sich kichernd gegenseitig anstupsten, und er sah in ihnen die Gesichter jener, die längst erwachsen geworden waren, deren Stimmen er noch als helle Rufe im Ohr hatte, wenn er ihnen damals zurief, den Ball abzuspielen oder nicht den Kopf hängen zu lassen – und er wusste, dass er zwar nie ein Tor geschossen hatte, das in der Vereinsgeschichte vermerkt worden wäre, dass er aber an den kleinen Geschichten beteiligt gewesen war, an jenen Momenten, die für die Beteiligten groß waren, auch wenn sie nie in einer Chronik stehen würden.

Er hatte kaum darüber nachgedacht, dass sein Name auch nur im Entferntesten in Frage kommen könnte, und so verfolgte er die Ansprache mit dem festen Glauben, gleich einen der Offiziellen aus der ersten Reihe nach vorne schreiten zu sehen, vielleicht den früheren Vorsitzenden, der immer so gewichtig gesprochen hatte, oder die Trainerlegende aus den siebziger Jahren, die selbst mit achtzig noch eine jugendliche Strahlkraft besaß, doch als der Moderator plötzlich innehielt, tief Luft holte und mit fester Stimme seinen Namen ausrief, geschah etwas, das er kaum in Worte hätte fassen können – es war, als hätte sich die Zeit für einen Augenblick gefaltet, als sei die Halle, die Menschen, das Licht, das Klatschen, das Aufstehen der Gäste ein einziger, schwebender Moment, in dem die Welt nicht größer war als sein Herz, das in diesem Augenblick zu platzen drohte vor Rührung.

Er sah, wie sich alle Gesichter zu ihm wandten, wie Freunde aus längst vergangenen Mannschaften aufstanden, wie junge Spieler, die er gestern noch mit lockeren Schnürsenkeln auf den Platz geschickt hatte, ihm zulächelten, und wie manche von ihnen Tränen in den Augen hatten, und als er selbst aufstand, spürte er, wie seine Knie leicht zitterten, nicht vor Schwäche, sondern vor der überwältigenden Erkenntnis, dass ein Leben, das er nie als besonders angesehen hatte, in den Augen dieser Menschen nicht nur wertvoll, sondern prägend gewesen war, dass er nicht nur derjenige gewesen war, der Bälle flickte, Trikots verteilte und Wasserflaschen auffüllte, sondern dass er in irgendeiner stillen, unspektakulären Weise ein Stück Heimat gewesen war, ein stiller Fels im Strom der Jahre, den man kaum bemerkte, bis man merkte, wie sehr er fehlte, wenn er nicht da war.

Und als er, den Blick über all die Reihen wandern lassend, sah, wie viele Menschen ihn anlächelten, wie viele von ihnen durch irgendeinen kleinen Faden mit seiner Geschichte verbunden waren – ein

Trikot, das er repariert hatte, eine Fahrt zum Auswärtsspiel, bei der er half, die Aufregung zu dämpfen, oder ein spontaner Scherz, mit dem er die Anspannung vor einem Finale löste –, wusste er, dass das Leben, das er geführt hatte, mit all seinen unscheinbaren Handgriffen, langen Abenden und frühen Morgenstunden, nicht weniger wertvoll war als das eines jeden, der in goldenen Lettern auf den Vereinschroniken prangte.

Er lächelte, als er die Bühne betrat, nicht nur wegen des warmen Applauses, sondern auch, weil er in diesem Moment begriff, dass es nicht die glänzenden Pokale oder großen Siege waren, die das Herz eines Vereins ausmachten, sondern jene leisen Gesten und stillen Dienste, die in den Erinnerungen der Menschen weiterlebten, und er spürte, dass er, so sehr er es auch nie geplant hatte, ein Teil dieser Erinnerungen geworden war – und vielleicht, dachte er, war das der schönste Preis, den man im Leben überhaupt gewinnen konnte.

## Betrachtungen über einen Regentropfen

Ein einzelner Regentropfen, der, aus der Unendlichkeit des Himmels gefallen, nicht nur fällt, sondern vielmehr getragen wird von der Geschichte aller anderen Tropfen, die vor ihm fielen, zugleich aber, in seiner glänzenden Einmaligkeit, sich selbst genug ist, um als vollständiger Kosmos zu gelten, in dem das Ganze bereits enthalten ist – so wie ein Spiegel, der nicht nur reflektiert, sondern verschluckt.

Und während dieser Tropfen, kaum schwerer als ein Gedanke, auf der Oberfläche eines Blattes landet, vibriert und sich ausbreitet in feinen Linien kohärenter Spannung, die jede Faser des Blattes durchzieht und es mit der Welt verknüpft, wird offenbar, dass Verbindung nicht Addition bedeutet, sondern Verdichtung, ein Zusammenziehen des Seins zu einem Punkt, der alles enthält, was jemals gesagt wurde und doch nichts mehr zu sagen übriglässt.

Denn je mehr wir beschreiben, desto mehr verlieren wir – nicht weil das Beschriebene verschwindet, sondern weil die Worte selbst, einst glänzend wie der Tropfen, trüb werden, abgestumpft durch Wiederholung, bis am Ende nur noch Stille bleibt, die alles umschließt und vielleicht, ganz vielleicht, der letzte wahre Name des Tropfens ist.

Und während wir, ausgerüstet mit Begriffen, Konzepten, Systemen, versuchen, den Tropfen zu erfassen, zu vermessen, zu analysieren – in Volumen, Geschwindigkeit, Oberfläche und Absicht – gleitet er uns doch jedes Mal, wie von einer unsichtbaren Ironie angetrieben, zwischen den Fingern hindurch, zurück in jene Sphäre, in der die Dinge noch nicht aufgespalten waren in Beschreibung und Beschriebenes, sondern einfach nur Tropfen waren: nicht Symbol, nicht Träger, sondern schlicht Wasser.

Vielleicht also ist der Tropfen nicht das, was fällt, sondern das, was wartet – in der Luft, im Blatt, im Auge des Betrachters – und in dieser wartenden Präsenz wird plötzlich klar, dass es nicht der Tropfen ist, der vergeht, sondern wir, die wir tropfenweise verstehen wollen, was sich nur im Ganzen zeigen lässt, wenn man es nicht ansieht, sondern still darunter steht.

Denn manchmal, ganz selten, sagt der Tropfen nichts – und alles ist gesagt.

## Das letzte Fragezeichen

Es war einmal – wie so viele Male davor und wie, wenn wir ehrlich sind, auch ungezählte Male danach –, ein junger Mann von jener Art, die weniger danach strebt, Antworten zu sammeln wie Briefmarken, sondern vielmehr darin aufzugehen scheint, das Fragenstellen selbst zum Lebenszweck zu erheben, als sei jede Frage ein frisch gepflückter Apfel im Garten der Erkenntnis, und als ließe sich durch bloßes Fragen bereits ein wohlschmeckender Saft pressen, ohne je auf die bitteren Kerne der Antwort zu beißen.

Anfangs waren es harmlose Fragen, wie sie eben in jedem jugendlichen Kopf herumflattern, wie eine Schar Spatzen, die sich auf dem noch unausgetretenen Pfad des Bewusstseins niederlässt: Warum ist der Himmel blau, obwohl doch das Wasser durchsichtig ist? Und wenn Gott allmächtig ist, kann er dann einen Stein erschaffen, den er selbst nicht heben kann – also ein theologischer Kraftakt mit eingebauter Rückfrage –, und vor allem: Warum wird man rot, wenn man nackt ist, aber nicht nackt, wenn man rot wird?

Je älter der junge Mann wurde, desto raffinierter wurden seine Fragen, doch statt Antworten zu finden, fand er nur neue Gründe, sich über die Antworten zu wundern, sie anzuzweifeln, zu katalogisieren, zu verwerfen, mit der Begründung, sie seien noch nicht reif genug, um endgültig entgegengenommen zu werden, wie ein gut abgelagerter Käse, der erst mit der Zeit seinen wahren Wert entfaltet.

Und da es ihm, wie er bald feststellte, nicht möglich war, alle seine Fragen auf einmal zu beantworten, erfand er für sich ein geistiges Kästchensystem, ein Archiv der offenen Fragen sozusagen, fein säuberlich beschriftet mit Etiketten wie „Dringend, aber unangenehm“, „Komplex, aber vermutlich lösbar“ oder „Metaphysisch, daher vertagbar“, in das er jede unbeantwortete Frage hineinlegte, mit der festen Absicht, sie später noch einmal hervorzuholen, um dann, in einem Akt der späten Reife, vielleicht doch zu einer Antwort zu gelangen oder sich zumindest ein weiteres Mal darüber zu wundern.

Er fragte nach dem Sinn des Lebens, nach der Herkunft der Moral, nach der Struktur des Bewusstseins, nach dem Nutzen des Zufalls und dem Preis des Glücks, nach dem Wesen der Liebe und dem Verfallsdatum von Prinzipien, und nicht zuletzt fragte er sich – weil es ihm irgendwann unausweichlich schien –, wie viele Fragen ein Mensch stellen könne, bevor keine einzige mehr übrig bliebe, als hätte man einen Apfelbaum so lange geschüttelt, bis auch der letzte schrumpelige Rest in den Korb gefallen war.

Natürlich kam er bald zu dem Schluss – denn auch über die Struktur des Fragens dachte er nach –, dass es Fragen gebe, die aus anderen Fragen geboren werden, wie russische Matrjoschkas, bei

denen man nie sicher sein kann, ob in der kleinsten Figur nicht doch noch eine weitere steckt, die sich bislang nur sehr geschickt verborgen hat.

So schrieb und fragte er sich durchs Leben, sammelte seine Fragen wie andere Menschen Bierdeckel, Briefmarken oder schlechte Gewohnheiten, und während andere Memoiren über ihre Siege, Affären oder Steuertricks verfassten, schrieb er an einem großen Werk, das einzig aus Fragen bestand, jede sorgfältig nummeriert, manchmal mit Querverweisen, selten mit einer Anmerkung, aber niemals mit einer Antwort versehen, denn diese, so fand er, veränderte den Aggregatzustand der Frage, machte sie schwer, endgültig, am Ende auch unförmig.

Obwohl er sich oft fragte, ob dieses Projekt – nennen wir es „Fragebuch“ – nicht vielleicht selbst eine Flucht vor dem eigentlichen Leben sei, kam er doch zu dem Schluss, dass es ein ebenso berechtigtes Dasein fristete wie der Roman, das Tagebuch oder die Steuererklärung, nur eben mit mehr Leerstellen, was ja letztlich auch eine sehr menschliche Sache ist.

Mit den Jahren lichtete sich das Fragenfeld, nicht etwa, weil die Welt verständlicher wurde – im Gegenteil, sie wurde unübersichtlicher, schneller und zugleich widersprüchlicher –, sondern weil seine Fragen sich allmählich zu Bündeln begannen, sich ineinander verschränkten wie die Wurzeln eines alten Baumes, der irgendwann nicht mehr unterscheidbar macht, welche Wurzel zu welchem Ast gehört, und genau in dieser Ununterscheidbarkeit lag für ihn die stille Ahnung, dass es vielleicht nicht darum gehe, die Fragen zu beantworten, sondern in ihnen zu wohnen wie in einem gut belüfteten Gedankenhaus.

Als er nun – längst ein alter Mann mit einem weichen Blick und einem Kichern, das oft ohne erkennbaren Anlass durch seinen Brustkorb gluckste – an jenen Punkt kam, an dem die innere Uhr zwar nicht mehr tickte, aber noch ein letztes Mal ihre Zeiger hob, um zum Abschied zu winken, blätterte er durch sein „Fragebuch“ und stellte mit einem milden Erstaunen fest, dass keine Frage mehr übrig war.

Nicht, weil sie beantwortet worden wären – das hätte ihm seinen Stil verdorben –, sondern weil sie sich, nach und nach, durch das bloße Fragen, durch das Kreisen, Umkreisen, Durchdenken und Neuformulieren selbst aufgelöst hatten, wie Schneeflocken auf einer warmen Zunge, kaum dass sie gelandet waren.

Er lächelte, klappte das Buch zu – es machte kein Geräusch, nicht einmal ein philosophisches –, legte sich zurück, atmete ein letztes Mal so, wie man eben atmet, wenn keine Frage mehr offen ist, und stellte nichts weiter fest.

# Die Hand

## Kapitel 1

Der Gedanke, der durch mein Gehirn krabbelt und mich seit einigen Momenten nervt, ist: Warum zum Teufel befinde ich mich eigentlich an diesem Ort? Ich stehe bei strömendem Regen und eisiger frühwinterlicher Kälte mitten im Wald vor einer bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Leiche, über die dankenswerterweise ein Zelt der Spurensicherung aufgespannt ist, während ich vor dem Zelt stehe und die von den größtenteils entlaubten Ästen zu Minigranaten formierten Regentropfen bombardiert werde. Das Trommeln der Wassertropfen auf meiner Kapuze verstärken nur noch die latenten Kopfschmerzen, die ich seit mehreren Tagen nicht mehr loswerde – Begleiterscheinung der stärkeren Erkältung, die ich ebenfalls mit mir rumschleppe, als wäre sie bereits eine zweite Haut. Dass ich zudem das Glück habe, an diesem frühen Abend alleine an den Fundort fahren zu müssen, verdanke ich der Tatsache, dass die einzig andere verbliebene Kommissarin mittags mit starken Unterleibsschmerzen nach Hause gegangen war – gerade warten wir alle darauf, dass sie ihre Schwangerschaft öffentlich macht, da sie uns vor einem halben Jahr verraten hatte, dass es ihr erklärtes Ziel war, in der nächsten Zeit ein Kind zu bekommen. In diesem Augenblick wechselt der nervtötende Gedanke im Kopf zu meinen beiden Kindern, die sicherlich gerade im Warmen sitzen und mit hoher Wahrscheinlichkeit irgendwas auf ihr Handy tippen. Ela und Tom – elf und neun Jahre alt – leben bei ihrer Mutter, die sich vor knapp zwei Jahren von mir getrennt hatte. Hätte es anders kommen können?, schleicht – wie fast immer in diesem Kontext – eine Frage durch mein Gehirn und ich komme mal wieder zu dem Punkt, dass nur die Aufgabe meines Jobs unsere Ehe hätte retten können, doch genauso, wie ich damals entschieden hatte, würde ich mich heute ebenfalls für den Job entscheiden. Angesichts der Tatsache, dass ich im Kalten und Nassen draußen vor einer verbrannten Leiche stehe, vermag diese Einschätzung äußerst ungewöhnlich erscheinen, doch der Polizeidienst – und insbesondere die Kriminalistik – ist das, was mich und mein Wesen am stärksten definiert. So unangenehm und nervtötend es auch immer sein mochte – der Gedanke daran, nicht hier zu stehen und mit Kopfschmerzen und leichtem Zittern zu frösteln, fühlt sich auch nicht richtig an. Das ist die merkwürdige Ambivalenz meiner Arbeit, die ich auch eher meine Berufung nenne, sodass ich mich häufig in der Zwickmühle befinde – gerade in Situationen wie der aktuellen oder wenn ich längere Zeit tatenlos auf ein Ergebnis warten muss, damit weiter ermittelt werden kann –, und ich mir dann die Frage stelle, warum ich diesen Job mache, um jedes Mal zu dem Punkt zu kommen, dass es keinen anderen Job für mich auf dieser ganzen Welt gibt.

Also atme ich tief die nasskalte Luft in meine Lungen, unterdrücke den aufsteigenden Hustenreiz und richte meine Konzentration zurück auf den Fundort, der eindeutig nicht der Tatort sein konnte!

## Kapitel 2

Ein Briefumschlag, unscheinbar und doch seltsam gewichtig, lag auf meinem Schreibtisch, als ich am nächsten Morgen das Büro betrat – kein Absender, keine Marke, nur mein Name, in krakeliger Handschrift, die sich offenbar gegen jede Form von Ordnung oder gar Schönheit verschworen hatte. Ich hielt ihn in der Hand wie etwas, das in Bewegung geraten konnte, sobald man nicht hinsah, und als ich ihn schließlich öffnete, kam ein einzelnes Blatt Papier zum Vorschein, auf dem nur vier Worte standen: „Ihr denkt zu simpel.“

Keine Unterschrift, keine weiteren Hinweise – nur diese vier Worte, die wie ein Echo in meinem Kopf widerhallten und sich dort einnisteten wie ein Parasit – nicht zu vertreiben, nicht zu ignorieren. Ich drehte das Blatt, als würde auf der Rückseite eine Antwort stehen, eine Fortsetzung, vielleicht sogar eine Entschuldigung – doch es war nichts als Leere.

Das Papier war von jener Sorte, die in Amtsstuben benutzt wird, zu glatt für Privates, zu grau für Kindliches, zu tot für alles, was lebt, und trotzdem vibrierte es – oder war es meine Hand? Ich wusste nicht, wie ich das einordnen sollte – vielleicht ein schlechter Scherz, vielleicht eine Warnung, vielleicht nur der nächste Schritt in einem Spiel, das ich nicht verstand und in dem ich die Rolle zu spielen hatte, ohne das Drehbuch zu kennen?

Ich brachte es nicht über mich, den Brief jemandem zu zeigen – nicht aus Angst vor Spott, sondern weil ich in der Zwischenzeit begriffen hatte, dass nicht alles, was man findet, auch geteilt werden darf. Der Brief war für mich bestimmt, und so sehr ich auch meine Kolleginnen und Kollegen im Revier schätzte – niemand dort hätte diesen Satz so gelesen wie ich; niemand dort hätte die Schwingung gespürt, die in diesen vier Worten lag.

Später am Abend saß ich in meinem Auto, das ich absichtlich etwas zu weit entfernt vom Fundort geparkt hatte, als müsse ich mir den Weg dorthin verdienen. Ich hatte den Brief dabei, und ich hatte auch diese eine Erinnerung an etwas, das mein Mentor bei ZaFuso mir einmal gesagt hatte: „Lügen sind dein Schutz. Wahrheit bringt dich um.“

ZaFuso – das Zentrum für absurde Fälle und so – war kein Ort, war kein Büro, war keine Adresse, sondern es war ein Zustand – ein Zustand, den man nicht mehr ablegen konnte, wenn man ihn einmal betreten hatte: wir waren Freund, Partner und Wadenbeißer, und vor allem waren wir unsichtbar.

Was man sagt, wenn man gefragt wird? Dass man ins Controlling des Ordnungsamts gewechselt ist. Die tödlichste aller Langeweilen. Der sichere Tod jeder Neugier. Nie hat jemand weiter gefragt. Das hatte System.

Die No-Troll-Policy, die unsere Arbeit bestimmte, war so simpel wie radikal: Kein Hinweis ist zu lächerlich, kein Detail zu klein, keine Spur zu dumm, wer zu schnell urteilt, der verliert, wer zu schnell lacht, hat schon verloren.

Und ich, der mit dem Decknamen Mäx arbeitete – mein richtiger Name, Maximilian, war längst zu einer entfernten Erinnerung verblasst –, ich hatte das Lügen gelernt wie andere das Atmen, und doch, in diesem Moment, in dem ich das Zettelchen wieder entfaltete, war es mir, als hätte jemand durch all diese Schichten hindurch direkt auf mich gezielt und trotz aller Schutzmechanismen mich auch in meinem Mark getroffen.

Ich trat aus dem Auto und nahm keine Taschenlampe mit, nur meine Gedanken, die mir wie ein Spalier aus Schatten den Weg wiesen, und während meine Füße über das feuchte Laub glitten, war mir, als sei etwas da draußen, das wusste, dass ich kommen würde, oder als wäre ich schon da – und die Spuren nur ein Nachbild meiner eigenen Bewegung.

Die Luft war schwer von Moder, und jeder Schritt schien ein weiteres Kapitel in einer Geschichte zu sein, die sich rückwärts schrieb.; ich sah ein zerknittertes Bonbonpapier, in dessen Falten sich Buchstaben formten, die ich nicht kannte – und doch erkannte. Ich sah einen zerbrochenen Ast, der wie ein Pfeil in eine Richtung wies, von der ich wusste, dass sie falsch war – und dennoch richtig erschien. Ich hörte das Knacken im Unterholz – war es mein eigenes Gewicht, oder jemand, der mir vorausging, um mich zu führen?

Ich tastete mich voran, in dem festen Glauben, dass es so etwas wie Zufall nicht geben konnte – nicht hier und nicht heute, und in dieser Mischung aus Erwartung und Ungewissheit, in der meine Sinne überreagierten und meine Gedanken sich in Spiralen wanden, spürte ich die alte Nähe zu dem, was ich einmal „Ermittlung“ genannt hatte, als dieses Wort noch nach Vernunft klang – jetzt aber – jetzt war es ein Flüstern aus Nebel, dem ich folgte wie ein gehorsames Vieh, das wahlweise auf die Weide oder zur Schlachtbank geführt wurde.

### Kapitel 3

Es war einer dieser grauen Nachmittage, an denen Licht und Dunkel ineinander verschwimmen, als hätte sich der Tag selbst vergessen, als ich, von einem inneren Drang getrieben, erneut den Weg durch das Geäst suchte – nicht ziellos, nein, eher aufgeladen mit dem festen Willen, etwas zu finden, das mich aus der Stille meiner eigenen Gedanken retten könnte, obwohl ich längst ahnte, dass diese Suche selbst die Falle war, die sich mit jeder neuen Schleife enger um mein Denken schloss.

Inmitten des Windes, der in den kahlen Ästen wisperte, fiel mein Blick auf ein rundes Objekt – erst dachte ich, es sei ein Apfel, dann ein Pilz, dann ein verdorrtes Stück Plastik – doch als ich näher trat, erkannte ich, dass es sich um eine Art Modellhand handelte, kunstvoll geformt aus Wachs oder

etwas Ähnlichem, sorgfältig drapiert auf einem moosbedeckten Baumstumpf, als sei sie das Opfer einer rituellen Geste oder das Angebot für einen Gott, der nie kommen würde.

Ich wollte es anfassen – natürlich –, doch meine Hand blieb in der Luft stehen, als wäre sie selbst zur Skulptur geworden, erstarrt im Zweifel: War das hier eine Botschaft? Und wenn ja – für wen? Ich kannte niemanden mehr, der auf diese Art kommunizierte. Nicht einmal ZaFuso hatte für solche Symbolik ein Protokoll.

Und doch – ich nahm sie an mich. Trug sie wie ein Relikt, behutsam eingewickelt in das Innenfutter meiner Jacke, obwohl sie feucht war und leicht klebrig, ein künstliches Artefakt, das dennoch Wärme ausstrahlte, als stamme sie aus einer Hand, die tatsächlich einmal gelebt hatte.

Stunden später, als ich allein im Büro war, stellte ich sie auf den Schreibtisch, wo sie wirkte wie ein Zeuge. Ich starrte sie an. Sie tat nichts. Natürlich nicht! Aber ich begann, in ihrer Haltung, in der Spannung der Finger, in der Richtung des Daumens, in der leicht gekrümmten Haltung des Zeigefingers, Hinweise zu sehen – nicht, weil sie da waren, sondern weil ich sie sehen musste. Ich zeichnete Linien nach, die keine waren, erkannte Koordinaten, wo nur Sprünge im Wachs lagen – und am Ende konstruierte ich eine Geschichte, die jedoch eine von mir war – und ich glaubte, dass sie mir jemand hinterlassen hatte, jemand, der mir eine Spur legen wollte, jemand, der wollte, dass ich weitergehe, viel weiter, als ich bisher gegangen war, bis ans Ende, wohin mich dieses auch immer führen würde.

## Kapitel 4

Ich fuhr los – nicht, weil ich ein Ziel hatte, sondern weil ich hoffte, unterwegs eins zu finden; die Straßen glitten unter mir dahin wie ein zu oft abgespulter Film, und meine Augen sprangen von Straßenschild zu Laternenpfahl zu Hauswand – überall, wirklich überall glaubte ich, Zeichen zu sehen, die für mich und nur für mich bestimmt waren.

Ein umgekippter Mülleimer, der aussah wie ein Pfeil, der mir Richtung geben wollte oder eine Zahl auf einer Tür, die mir wie ein Datum vorkam, das ich mühsam mir zusammenbauen musste, ein Graffiti – ein rotes Dreieck mit einem Punkt in der Mitte –, das ich an mehreren Stellen in der Stadt entdeckt hatte, war wie das Echo eines Traums, der sich selbst wiederholt.

Ich fotografierte. Ich notierte mir alles, was mir durch den Kopf kroch. Ich verband die einzelnen Nichtinweise zu Nichtwissen und Nichtlösungen, doch ich notierte. Ich baute eine Matrix, in der alles seinen Platz hatte, weil ich es so wollte – ein Raster, in dem jede Abweichung bereits Teil der Ordnung war, die nur ich sehen konnte.

Und so entstand die Scheinlösung: Ich rekonstruierte ein Treffen, definierte einen Übergabeort und eine Uhrzeit. Ich wartete dort, eine halbe Stunde früher als vereinbart. Nichts geschah. Ich wartete länger. Noch immer nichts. Wie lange würde ich auf das Nichts warten müssen?

Ich fuhr zur nächsten Stelle, und zur übernächsten. Jeder Misserfolg machte die Konstruktion nur noch glaubwürdiger – denn wenn es zu einfach gewesen wäre, hätte es nicht stimmen können – so redete ich mir das ein.

Am dritten Tag, nach stundenlangem Umherfahren und Zettel voller Notizen, Karten, Ausdrucke, Pins, Klebestreifen, Verbindungslinien, die einem irren Mandalamuster nachwirkten, trank ich in einem Imbiss einen Filterkaffee und starrte durch die beschlagene Scheibe gedankenverloren nach draußen. Dann sah ich sie – eine Frau, die mir bekannt vorkam, ohne dass ich wusste, woher. Sie warf mir einen Blick zu und ich war mir augenblicklich sicher.

Ich folgte ihr, sie ging in einen Supermarkt, kaufte ein Brot, ein Paket Butter und zwei Äpfel, dabei sprach sie mit niemandem. Sie bemerkte mich nicht einmal oder tat zumindest so, als wäre ich nicht existent. Ich folgte ihr bis zur Haustür. Ich wartete. Stunden. Es regnete. Mehr Stunden. Ich zitterte. Weitere Stunden. Nichts geschah.

Als ich heimfuhr, war etwas in mir zerbrochen, denn ich wusste – sie hatte nichts mit dem Fall zu tun – sie war einfach nur eine Frau mit Brot und Butter und zwei Äpfeln; doch ich hatte alles auf sie projiziert, was ich noch von mir selbst glaubte retten zu können.

Ich seufzte und fuhr weiter, ohne Ziel, ohne eine Richtung im Kopf zu haben – aber mit dem brennenden Wunsch, wenigstens das Gefühl aufrechtzuerhalten, dass es noch einen Grund gibt, nicht anzuhalten.

## Kapitel 5

Das Büro war dunkel, nur das matte Licht meines Monitors tauchte den Raum in ein künstliches Blau, das sich in den feuchten Fensterscheiben spiegelte wie ein geisterhafter Schleier über der Welt. Die Modellhand lag noch immer auf dem Schreibtisch, still, regungslos – und dennoch schwer wie ein Versprechen, das man sich selbst gegeben hat, obwohl man längst weiß, dass man es nicht halten kann.

Ich drehte sie in der Hand, langsam, fast zärtlich, wie man eine Entscheidung abwägt, und starrte auf die kleinen Unebenheiten, die ich schon längst auswendig kannte. In den Wachsfalten zwischen Daumen und Zeigefinger schien ein Haar zu kleben – schwarz, dünn, gebogen –, als hätte sich eine Erinnerung dort verfangen, die nicht mehr zuzuordnen war. Ich ließ es dort, trotz allen Hinweisen und Bedenken, die mit diesem Fund einhergingen. Vielleicht war es das Letzte, was noch echt war. In meinem Kopf ratterte die Logik wie ein rostiges Getriebe, das sich immer schwerer drehen ließ; die Bilder, die ich gesehen hatte, die Orte, die ich besucht hatte, die Frau mit dem Brot – all das ergab, wenn ich ehrlich war, so gar keinen Sinn. Aber ich konnte nicht aufhören. Ich durfte nicht. Denn wenn ich jetzt zugab, dass ich einem Phantom nachgejagt war – was blieb dann von mir übrig?

Ich öffnete die Schublade und holte eine Fallakte hervor, die ich in den letzten Tagen zusammengetragen hatte: handschriftliche Notizen, ausgedruckte Fotos, aufgeklebte Pfeile und Kreise, verwischte Markierungen, Fäden, die ich in Gedanken zog, obwohl ich wusste, dass sie ins Leere liefen; ich starrte auf die Seiten, als würden sie sich bewegen, als würden sie mir etwas sagen wollen. Doch da war nichts. Kein Zeichen. Doch vor allem: keine Lösung.

Ich stand langsam auf und nahm die Modellhand, wickelte sie in ein altes Geschirrtuch und packte sie in meine Tasche, dann zog ich meinen Mantel über und trat hinaus in die Nacht.

Die Stadt lag schweigend vor mir, durchzogen von dunklen Gassen und den goldenen Augen der Straßenlaternen, die alles zu sehen schienen, aber selbst nichts an niemanden verrieten. Ich lief durch die Straßen wie durch ein Erinnerungsfeld, jeder Schritt wie ein Echo, das niemand hören wollte.

Ich ging zu den Orten zurück, die ich markiert hatte – eine Mauer, ein leerstehendes Parkhaus, ein Kinderspielplatz mit einem verrosteten Karussell, das sich langsam drehte, obwohl kein Wind wehte. An jedem dieser Orte stellte ich mir vor, dass ich etwas übersehen hatte, dass ich nicht genau genug hingesehen hatte oder dass ich zu früh aufgegeben hatte. Doch da war nichts. Nur allumfassende Stille.

Am frühen Morgen, als das erste Licht sich wie ein fahler Schleier über den Horizont legte, stand ich am Waldrand, dort, wo alles begonnen hatte. Ich stellte die Modellhand auf den Boden, genau auf die Stelle, wo ich sie gefunden hatte. Ich sagte nichts. Ich dachte nichts. Ich wartete nur.

Vielleicht, so hoffte ich, würde die Welt mir ein Zeichen senden – nicht, weil ich es verdiente, sondern weil ich sonst nicht wusste, wie ich weiterleben sollte.

Aber nichts geschah. Kein Geräusch. Kein Flüstern. Kein Licht. Nur der Wind, der durch die kahlen Äste strich – und mein Atem, der sich wie eine letzte Frage in der kalten Luft verlor.

Und dann ging ich und verließ mehr als nur diesen Ort. Nicht, weil ich fertig war, sondern weil ich wusste, dass ich nie fertig sein würde.

## Hagel, Jan

*Bewerber: Jan Hagel, 22, Chiffre: 2024-083-003J, angestrebter Beruf: Junior Projektleiter (m, w, x), bisher unbekannt im System der Firma.*

In einem Raum in einem gesichts- und stillosen Bürogebäude am Ende einer Straße, deren Individualität im Angesicht der Standardbauten eine Konvergenz gegen Null anstrebt, sitzen vier Menschen: 1. Eine Abteilungsleiterin von Human Ressource, Mitte vierzig und mit strengem Blick und noch strengerer Kleidung – vom Haarschnitt gar nicht zu sprechen; 2. Ein Referent, Anfang dreißig, der hinzugezogen wurde, um jung und modern zu wirken, dabei fühlt er sich älter als jeder andere im Raum; 3. Die Abteilungsleiterin, die die Stelle ausgeschrieben hat und dieses Vorstellungsgespräch führen wird, Anfang vierzig, fühlt sich zuweilen deplatziert in diesem Unternehmen, doch draußen, in der Welt der anderen Unternehmen, ist es auch nicht anders – und noch viel seltener besser; und 4. Jan Hagel, Noch-Student, um den es an diesem Tag gehen soll. Zu erwähnen sei noch, dass beide Abteilungsleiterinnen die Bewerbung gelesen haben, der Referent ist wie die Jungfrau zum Kind gekommen und wundert sich nicht gerade wenig, was er in diesem Raum soll.

Die drei Angestellten des Unternehmens stellen sich der Reihe nach vor; es ist ein Abriss nüchterner Fakten, die darauf hindeuten, dass eine blumige oder gar humoristische Erzählweise von der Geschäftsführung bis zur untersten Hierarchie und wieder zurück verpönt ist. Jan Hagel versucht, sich alles zu merken, merkt aber, dass er es nicht schafft, versucht es mit dem meisten, dann mit wenigstens etwas, doch die Stimmung im Raum ist so entfernt von seinem Wohlfühlschwerpunkt, dass er alles vergisst, bevor sein Gehirn die Chance auf Abspeicherung in einem der Gedächtnisse hat.

Beinahe verpasst er seinen Einsatz und wirkt unkonzentriert, abwesend, nicht passend auf die Stelle, die doch so viel Eigeninitiative verlangt, laut Ausschreibung, wiewohl sich Jan fragt, ob das bei diesem Auditorium wirklich – wirklich – zutrifft. Er schenkt den dreien ein freundliches Lächeln und zeigt an, dass er wach ist und jetzt loslegen wird; vielleicht ist das Lächeln auch eine Art nervöse Hysterie, die er zu unterdrücken versucht, damit sie nicht bestimmend wird in diesem Gespräch. Er öffnet den Mund und beginnt mit seiner einstudierten Präsentation, spricht eine beinahe salbungsvolle Einleitungsformel, ehe er seinen Namen nennt – doch weiter kommt er nicht, da der Referent seinen Lachreflex nicht unter Kontrolle hat und losprustet, lauthals, Tröpfchen spuckend, unseriös bis zum Ende jeglicher Vorstellungskraft, insbesondere im Empfinden der HR-Abteilungsleiterin. Der Referent merkt, dass er entgeistert angestarrt wird,

versucht, seinen Reflex in den Griff zu bekommen, doch er taumelt tiefer und tiefer in seinen Lachflash, einen Wahn, den er nicht kontrollieren kann – der Wahn kontrolliert ihn.

Jan Hagel! Janhagel! JANHagel! JanHAGEL! JANHAGEL! Ich lach mich schlapp! Janhagel! Was für ein komischer Name! Haben Ihre Eltern einen sitzen gehabt, als sie Ihnen den Namen verpasst haben? JANHAGEL! Ich schmeiß mich weg!

Da dieser verwirrende Moment für die Beteiligten nicht enden will, führt die HR-Abteilungsleiterin den Referenten aus dem Raum; manche würden sagen, sie führt ihn ab. Wäre sicherlich eine gute Vollzugsbeamtin geworden, diese HR-Abteilungsleiterin, denkt sich die Abteilungsleiterin, die die Stelle ausgeschrieben hat, als sie sieht, wie der Referent im harten, unbändigen Griff nach draußen geleitet wird. Sie schaut zu dem Bewerber, und da sie nicht versteht, was der Witz hinter seinem Namen ist, überlegt sie, ob sie ihn fragen oder lieber später im Internet danach suchen soll. Jan Hagel ist ebenfalls irritiert, dass über seine Eltern hergezogen wurde, aber da der Referent vorher seriös wirkte, beschließt er, auf jeden Fall im Internet zu suchen.

Beide werden im weltweiten Netz fündig, beiden werden die Augen geöffnet, beide sehen sich nie wieder. Die E-Mail mit der Absage kommt von der HR-Abteilungsleiterin – sie hat nicht im Internet nachgesehen; es ist ihr auch egal.

## Das Duell

Sie standen sich nun schon eine ganze Weile gegenüber, nahezu regungslos und den jeweils anderen beobachtend. Zwei Augenpaare trafen sich in den jeweils anderen und versuchten zu ergründen, wann der Gegner zucken würde – der erste, der diesen Nervenkrieg verlieren würde, könnte am Ende alles verlieren – nicht nur diesen einen Moment. Breitbeinig steht der eine Kontrahent dem Gegner gegenüber, wartend auf das Duell, steif wie eine Statue, voller Kraft und Anmut, während der andere lieber in einem katzenhaften Stand wie zum Sprung bereitsteht, die Hände zur Seite und mit den Fingern spielend, als würden diese Übungen ihm helfen, im Ernstfall schneller zu reagieren und damit einen Vorteil im Duell zu haben. Im Augenwinkel beobachtet der Breitbeinige, ob es ein Zeichen zum Start gibt, versucht anhand der Rhythmik der Finger zu erkennen, für welche Variante sich der Gegner entscheiden wird, und um die Last etwas von seinen Schultern zu nehmen, atmet er tief ein und aus, sein Brustkorb hebt und senkt sich deutlich, und sein Gegenüber hat kurz das Gefühl – zumindest drückt er es mit einer leichten Unsicherheit aus –, dass es jetzt losgehen würde. Doch da niemand eine Aktion startet, geht wieder alles zurück auf Los und beide starren sich wieder an; alles wird ausgeblendet, der Lärm, falls es einen Lärm gibt, der Wind, falls es einen Wind gibt, denn für keinen der beiden Kontrahenten sind diese Beeinflussungen wichtig – der Schuss wird von diesen Faktoren nicht abhängen, sondern vielmehr von der Standfestigkeit, der mentalen Stärke und der individuellen Reaktionsfähigkeit. Der Breitbeinige hat plötzlich die Eingabe – er weiß nicht woher er sie hat –, dass jetzt der richtige Zeitpunkt wäre, er löst seine Position mit einem Mal auf und tritt einen kleinen Schritt vor, den Torwart mit seinen spielenden Fingern und der katzenhaften Körperhaltung weiterhin fixierend, trippelnde Schritte, nur in Bewegung bleiben, drei, vier weitere Schritte – dann, urplötzlich scheint der Torwart das Spiel mit den Fingern einzustellen und lehnt seinen Körper minimal zu einer Seite – ein sicheres Zeichen für den Schützen, dass er sich für die andere Ecke entschieden hat – oder doch nicht, was wenn er den Schützen in eine Falle locken will, was wenn der Torwart die Gedanken seines Gegners viel besser lesen kann als der Schütze, und als der Schießende seine Entscheidung ändert, nicht nach rechts und auch nicht nach links, sondern direkt in die Mitte zu schießen, um der Entscheidung für richtig und falsch zu entgehen, verzögert er wie immer kurz im Lauf, ohne den Lauf zu stoppen, ändert minimal die Richtung der Innenseite seines Fußes und entlässt die Kraft aus seinen Muskeln über seinen Fuß in den Ball, der die Kraft aufnimmt und vom Elfmeterpunkt nahezu geradeaus fliegt, mit nur einer minimalen Kurve, viel weniger, als er sonst dem Ball im laufenden Spiel mitgibt. Im Moment des Treffens des Balles hat der Schütze seine Augen kurz geschlossen, und als er sie öffnet, ist der Schaden auch bereits zu erkennen, denn entgegen seiner Vermutung, dass sich der Torwart für eine Ecke entschieden hat, sieht der Schütze fast wie in Zeitlupe, wie der Ball vom Torwart

sogar gefangen wird – gefangen! Das ist mehr als die Höchststrafe, die kurz danach folgt, denn der Torwart lässt den Ball fallen, da er wenige Momente später von einer Mitspielertraube begraben wird – den Windhauch, den die Vorbeirennenden entfachten, spürt nun auch der Schütze wieder, ehe er die Fans der gegnerischen Mannschaft ekstatisch feiern hört – es sollte sein Moment sein, sein Sieg im Duell, doch es ist mehr, viel mehr – eine Schande.

## Die Kunst, sich gemeint zu fühlen

Es ist eine meiner Eigenheiten, die man an sich selbst zunächst gar nicht als besonders empfindet, weil sie sich so nahtlos in den Alltag fügen wie ein falsch eingehängtes Kleidungsstück, das erst auffällt, wenn jemand es einem geradzurückt, nämlich meine ausgesprochene Fähigkeit, anderen Menschen mit präzise platzierten, aufrichtigen und niemals übertriebenen, sondern stets aus einer ehrlichen Beobachtung heraus formulierten Komplimenten eine Freude zu machen – sei es über die feine Art, wie jemand eine Jacke trägt, die von innen zu leuchten scheint, oder über den Klang einer Stimme, die sich wie warmer Honig durch den Tag zieht.

Doch gerade diese Fähigkeit, die mir viele als besondere Stärke nachsagen – ja, einige sprachen sogar von einem Talent oder einer Gabe, wobei mir solche Begriffe stets übertrieben erscheinen –, steht in merkwürdigem Kontrast zu dem anderen Teil meines Wesens, dem verborgenen, abwehrenden und vor allem zweifelnden Teil, der sich immer dann zu Wort meldet, wenn jemand versucht, mir selbst ein Kompliment zu machen, sei es über mein freundliches Lächeln, meine starke, sonore Stimme oder meine zugewandte Art, zuzuhören oder zu schreiben – ich wiegle ab, ich relativiere, ich tue es als Zufall, als nicht erwähnenswerte Selbstverständlichkeit ab, und das nicht aus Koketterie oder falscher Bescheidenheit, sondern weil sich in meinem Inneren eine Stimme erhebt, die ruft: „Das ist übertrieben! Das ist geschmeichelt! Das ist nicht wahr!“

Ich hatte diese Dynamik längst als ein Stück meiner Persönlichkeit akzeptiert – ja, vielleicht sogar mit jener Art von stiller Resignation bedacht, mit der man einen kleinen Mangel betrachtet, der sich wohl nie ganz ausbügeln lässt –, bis ich sie traf, jene Frau mit den wachen Augen, der leisen Stimme und dem entschlossenen Blick, die mir nach unserem dritten Spaziergang durch den windstillen Park am Wasser mit einer Mischung aus Zärtlichkeit und Ernst versprach, mir so lange ernstgemeinte Komplimente zu machen, bis ich nicht nur gelernt hätte, sie anzunehmen, sondern auch gelernt hätte, sie zu glauben, wenigstens ein bisschen.

Was darauf folgte, war ein merkwürdiger Zustand innerer Reibung, ein tägliches kleines Ringen zwischen dem Impuls, ihr zu widersprechen – etwa wenn sie sagte, mein Lachen habe sie durch einen schlechten Tag getragen, oder meine Gedanken seien hell wie der Morgen nach langem Regen –, und dem zarten Wunsch, sie möge recht haben, auch wenn ich es mir selbst nicht recht zu sagen wagte; sie hörte nicht auf, sie ließ nicht locker, und obwohl ich mich innerlich wand, begann ich irgendwann, nach innen zu horchen, nicht auf das alte Echo des Zweifels, sondern auf den leisen Klang eines möglichen Ja, das sich tastend aus dem Schatten wagte.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Morgen, als ich verschlafen und verstrubbelt in der Küche stand, mit nichts als einem ausgebeulten T-Shirt am Leib und zerzaustem Haar, und sie plötzlich sagte, dass ich in diesem Zustand wirke wie jemand, der von innen leuchtet, ganz ohne

Vorbereitung, ganz ohne Absicht – ich lachte erst und sagte, dass es wohl an der Morgensonne liegen müsse, die durch das Fenster fällt, doch das Lachen blieb mir fast im Hals stecken, weil ich spürte, wie sehr ich mir wünschte, dass es wahr sei.

Und einmal, als wir gemeinsam einen befreundeten Umzug organisierten, sagte sie beiläufig, aber mit Nachdruck, dass meine ruhige, unaufgeregte Art, Menschen in hektischen Momenten die Richtung zu geben, ein Geschenk sei, das sie sich selbst oft wünsche – ich versuchte sofort, es zu entkräften, indem ich sagte, ich sei nur pragmatisch, nicht besonders einfühlsam, aber sie sah mich einfach nur an, mit dieser stillen Geduld, die keinen Widerspruch mehr zuließ.

So kam der Moment, an dem ich – während sie mir erzählte, ich würde den Raum wärmer machen, bloß durch meine Anwesenheit – nicht mehr reflexartig abwehrte, sondern innehielt, das Kompliment in meiner Brust drehte wie einen kleinen Schlüssel im Schloss, und spürte, dass da etwas aufging, etwas, das mich weicher machte, empfänglicher, und das mir, obwohl das Annehmen mir immer noch schwerfiel, erlaubte, für einen Moment zu lächeln, nicht aus Höflichkeit, sondern aus einem Gefühl heraus, das sich wie Freude anfühlte.

So lerne ich, Tag für Tag, dass es nicht darum geht, jedes Kompliment zu glauben, wie ein Kind an Märchen glaubt, sondern darum, dem Gedanken Raum zu geben, dass da vielleicht jemand etwas sieht, das ich selbst übersehen habe – und dass es in solchen Momenten in Ordnung ist, sich gut zu fühlen.

## Rauchende Schuldscheine – Eine Legende

Ein Mann im besten Alter seines Lebens, gekleidet in feinstem Brokat, golddurchwirkt und edelsteinbesetzt, viel reicher als alle Menschen, die heutzutage leben, und dennoch ist er nur der mächtigste Mann im Raum, jedoch nicht der Allermächtigste, eine Konstellation, die sich so oder so ähnlich vielleicht schon mal ergeben hat, aber niemals in dieser diametralen Ausrichtung – der eine hält einen Großteil der bekannten westlichen Welt in seiner Hand, der andere Mann hält ihn in der Hand. Es ist die Ausgeburt eines aufkommenden Weltalters, dessen Auswirkungen noch bis weit in die heutige Zeit hineinwirken und tief im Kapitalismus Wurzeln geschlagen haben; jedwede Grundausrichtung heutiger Märkte und Marktrealitäten fußt im Kern auf dieser Entwicklung, die sich nicht nur in diesem speziellen Raum, sondern in vielen Ecken Europas ausbreitete und weiterhin ausbreitet.

Im Augenblick aber hält der feine Herr im Brokatmantel eher ein Bündel Schuldscheine in der Hand, gerollt, auf feinstem Papier für die damalige Zeit geschrieben, geschnörkelte Schrift, feinste Kunst, die die Machtverhältnisse, aber vor allem die Abhängigkeiten zementiert. Es wird in diesem Raum und zu dieser Zeit nicht gesprochen – die Zeit des Redens ist längst vorbei – und als Konsequenz dieser Vorbei-Zeit handelt der reiche Mann, kramt in seiner Tasche nach etwas, das alle im Raum zum Staunen bringen wird, und als er drei Zimtstangen hervorholt, wissen die wenigsten der Anwesenden, dass diese drei Stangen der Verdienst eines einfachen Mannes für mehrere Jahre bedeuten, doch der Kenner ahnt, dass diese drei Stangen, die wohl zwischen 12 und 15 Gramm schwer sind, gut eine Golddukate an Wert besitzen – aber pahl!, sagt sich der Mann, was ist schon eine Golddukate! Auch der Allerwichtigste weiß, was diese drei Stangen sind und woher der Mann im Brokat sie geliefert bekommen hat – aus den verheißungsvollen Landen im weiten Osten, die von den Venezianern kontrolliert werden –, und als er die drei Stangen an seine Nase hebt, riecht er den fremdländischen, betörenden Geruch des Zimts, dieser vom Stamm des Baums abgeschälten Rinde, die durch kunstbegabte, feingliedrige Hände mehrfach ineinandergelegt und getrocknet wird.

Mit diesen drei Stangen, deren Wert immensen Reichtum darstellt, würzt der in Brokat gekleidete Mann jedoch kein Wasser oder Kaffee oder Tee oder eine Speise, sondern – vermaledeit, er wird doch nicht! Doch, er wird! – er geht zu einer Fackel in der Nähe und hält die drei Stangen direkt hinein, sodass sie gleich Feuer fangen, der starken Trocknung sei Dank. Sie zündeln stark, die Zimtstangen, und kaum, dass sie sich eingebrannt haben und sich eine Mischung aus beißendem Feuergeruch und fremdländischen Sinneseindrücken im Raum verteilt, zieht der Brokatmann seinen Arm nach oben, während er zeitgleich die Hand mit den gerollten Papieren nach unten senkt, bis sie sich vor seinem Bauch treffen und in ein flammendes Meer übergehen. Alle blicken

gebannt auf die rauchenden Schuldscheine, die Jakob Fugger eine Weile brennend anstarrt, ehe er zum Kamin an der Seite des Raums tritt und sein Vermögen, das er gerade vernichtet hat, ins offene, knisternde Feuer wirft, als wäre es ein Holzsplit, das den armen Mann auf dem Thron, seines Zeichens Kaiser Karl V., wärmen soll. Dieser Moment wird zur Legende, wie auch die Beziehung dieser beiden Männer zur Legende wird.

## Schatten über Harlow Court

An den meisten Tagen saß er einfach nur da, regungslos und schweigend, wie jemand, der seine eigene Existenz nicht mehr recht fassen konnte, der nur noch Beobachter eines Lebens schien, das ihm längst aus den Händen geglitten war; und wenn er nicht auf dem schartigen Ledersessel kauerte, dessen abgestoßene Armlehnen vom stummen Auflehnen zahlloser, schweigender Stunden erzählten, stand er am Fenster seines kleinen Apartments in der obersten Etage des Harlow Court, und starrte hinaus auf eine Welt, die ihm in den Jahren zunehmend fremd und feindlich geworden war.

Es war ein stilles Ende, das er hier lebte, ein Abtauchen in einen unscheinbaren Winkel einer Stadt, deren Namen er nicht mehr liebte und deren Geräusche er nur noch wie Stiche empfand; aber trotz aller Mühen, trotz der abgeschlossenen Türen, der dunklen Fenster und der sorgfältig geplanten Unauffälligkeit spürte er in jeder Faser seines Körpers, dass er nicht vergessen war – dass es da draußen etwas gab, das ihn suchte, das ihn zu finden versuchte, leise, geduldig, unaufhaltsam. Sein Name – oder besser: der Name, den er hier trug – war George Jones, ein banaler, unscheinbarer Name, der an jeder Ecke hängen bleiben konnte wie ein vergilbtes Werbeplakat, und doch war es nur eine weitere Maske, ein weiteres Kleid über einer Wahrheit, die zu schwer war, um sie mit jemandem zu teilen – vielleicht sogar zu schwer, um sie länger zu ertragen.

Das Geld, von dem er lebte, kam aus Quellen, die keine Fragen stellten – Transfers über Briefkastenfirmen, alte Konten in Ländern, deren Regierungen sich längst aufgelöst hatten –, und es hätte für mehr gereicht als dieses schäbige Leben: ein Haus am Meer vielleicht, oder eine Villa irgendwo unter südlicher Sonne; aber das war nicht mehr sein Begehren, vielleicht war es das nie gewesen, denn mit jedem Tag, den er hier verbrachte, an diesem vergessenen Ort, schien sich etwas in ihm weiter zu verhärten, zu versteinern, bis nur noch der Reflex des Überlebens blieb.

Er ging kaum noch hinaus, und wenn, dann zu Zeiten, da die Straßen menschenleer lagen, da das Licht der Laternen blass und müde war und der Atem der Stadt sich hinter Türen und Vorhängen verkroch; jeder Einkauf wurde zum Spießrutenlauf, jeder Blick eines Fremden zur potenziellen Bedrohung, und manchmal, wenn er an den kleinen Schaufenstern vorbeischlich und in seinem Spiegelbild eine Gestalt sah, die er kaum noch erkannte, fragte er sich, wie lange er diesen Zustand noch aufrechterhalten konnte, bevor etwas zerbrach.

Es begann mit Kleinigkeiten, wie solche Dinge immer beginnen: ein parkendes Auto, dessen Insassen zu lange sitzenblieben; ein falsch zugestellter Brief, in dessen Fenster sein Name auf eine Weise geschrieben war, die ihn an andere Zeiten erinnerte; ein Geräusch in der Nacht, ein fernes Klicken, das sich anfühlte wie ein geheimer Befehl. Er wusste, wie Verfolgung aussah, er kannte die Muster, die Zeichen, die feinen Ungereimtheiten,

die niemand bemerkte, der nicht selbst einmal Teil dieser Schattenwelt gewesen war – und obwohl er sich sagte, dass es Paranoia war, diese alte, hungrige Bestie, die von innen an seinen Gedanken nagte, blieb doch das nagende Gefühl, dass sie ihn wiedergefunden hatten.

In den langen Nächten, wenn der Regen gegen das Dach peitschte und der Wind wie eine geisterhafte Stimme durch die Ritzen der Fenster sang, saß er aufrecht im Bett, die Hände auf den Knien, und lauschte auf jedes Knarren, jedes Zischen, jedes Flüstern, das sich aus der Dunkelheit in sein Bewusstsein schob, und fragte sich, ob dies die Nacht sein würde, in der sie kamen.

Dann kam sie.

Es war ein grauer Mittwochnachmittag, die Straßen noch feucht vom Regen des Morgens, als der Umzugswagen vorfuhr, alt und ramponiert, und aus seinem staubigen Bauch eine junge Frau stieg, deren Erscheinung sich sofort in sein Gedächtnis brannte, nicht wegen ihrer Schönheit – obgleich sie schön war –, sondern wegen der Art, wie sie stand, wie sie sprach, wie sie sich bewegte: mit einer stillen Autorität, die er erkannte, lange bevor sie ihn überhaupt ansah.

Sie hieß Anna, erfuhr er später – oder nannte sich so –, und sie zog in die leerstehende Wohnung direkt über ihm ein, jene Räume, die so lange unberührt geblieben waren, dass er fast geglaubt hatte, sie gehörten nicht mehr zu dieser Welt.

Sie begegneten sich oft in den ersten Tagen, zu oft vielleicht, als dass es bloßer Zufall hätte sein können: auf der Treppe, vor dem Briefkasten, in dem kleinen Hof, wo die spärlichen Reste eines Gartens langsam im Herbstwind verdorrten. Ein Lächeln hier, ein kurzer Blick dort, beiläufige Worte über das Wetter, die Stadt, das schlechte Wasser in den Leitungen – nichts, was an sich verdächtig gewesen wäre, nichts, was eine klare Linie in den Staub seiner Verteidigung hätte ziehen können. Aber in diesen Gesprächen, so flüchtig sie auch waren, lag eine Wärme, die ihn erschreckte, weil sie ihn an eine Zeit erinnerte, die er hinter sich gelassen hatte, eine Zeit, in der er noch geglaubt hatte, dass ein anderes Leben möglich wäre.

Er begann, sich selbst zu belauern, begann, jede Begegnung zu analysieren, jedes Lächeln, jeden Wimpernschlag – und je mehr er sich bemühte, die Gefahr zu entlarven, desto mehr verstrickte er sich in den dünnen Fäden eines Netzes, dessen Größe und Zweck er noch nicht erkennen konnte. Er wusste, dass sie ihn beobachtete, so wie er sie beobachtete, aber anders als er schien sie keine Furcht zu kennen, kein Zögern, keine Unsicherheit – nur diese geduldige, stille Hartnäckigkeit, die in ihren Bewegungen lag, als wüsste sie, dass Zeit auf ihrer Seite war.

Es war ein Samstag, sonnig und kalt, die Luft klar wie Glas, als sie ihn einlud, zu einem Tee, zu ein paar Keksen vielleicht, nichts Großes, nur Gesellschaft in dieser Einsamkeit, die zwischen den alten Wänden der Häuser wie ein zweiter Atemzug hing. Er zögerte, viel zu lange, spürte, dass dies der Moment war, in dem etwas kippen konnte, etwas

unwiderruflich – und doch sagte er schließlich zu, weil er müde war, so müde, und weil ein Teil von ihm längst wusste, dass Widerstand zwecklos geworden schien.

In ihrer Wohnung war alles in sanfte Farben getaucht, gedeckte Töne, die beruhigten, die einluden, die ihn beinahe vergessenen ließen, wo und wer er war; und während sie ihm Tee einschenkte, während irgendwo eine alte Schallplatte leise kratzte, spürte er, wie eine Lähmung sich über seine Gedanken legte, ein schweres, warmes Gewicht, gegen das er sich nicht mehr wehren konnte.

Dann kam das Geräusch, leise zuerst, kaum mehr als ein Atemzug – das Kratzen eines Schlüssels, das Knarren einer Tür. Er stellte die Tasse ab, langsam, sehr langsam, und als er den Blick hob, sah er, wie sie ihn ansah – Anna, oder wie immer sie wirklich hieß –, mit einem Ausdruck aus unendlicher Geduld und Mitleid, als sähe sie nicht einen Feind, sondern nur einen Mann, der das Ende seiner Flucht erreicht hatte.

Die Tür brach auf, Männer in Schwarz, überall Stimmen wie Schüsse in der Stille, Hände, die ihn packten und zu Boden zwangen. Er wehrte sich nicht, vielmehr drehte er den Kopf, sah sie ein letztes Mal, wie sie dastand, ruhig, ungerührt, wie jemand, der eine Pflicht erfüllt hatte, nicht mehr und nicht weniger; und als jemand fragte, ob sie sich sicher sei, nickte sie nur und sagte: „Ganz sicher. Das ist Samuel Carrington. Der Gärtner. Siebenunddreißig Morde.“

Er lächelte. Ein kleines, schiefes Lächeln, das kaum seine Lippen erreichte, das nur er selbst verstand – ein letztes Eingeständnis an ein Leben, das längst vorbei war. Während sie ihn abführten, während die Sonne auf seiner Haut brannte und die Welt hinter ihm versank, wusste er, dass es kein Entkommen mehr gab.

Vielleicht hatte es das nie gegeben.

## Epilog: Der letzte Bericht

Die Dämmerung senkte sich über die Stadt, als Anna in ihrem Büro saß, umgeben von Aktenstapeln und flackerndem Licht. Der Fall Carrington war abgeschlossen, doch in ihrem Inneren herrschte keine Ruhe. Sie starrte auf den Bildschirm, der den Cursor blinkend auf das leere Dokument zeigte – der letzte Bericht zu diesem landesweiten, äußerst zähen Fall, den sie schreiben musste.

Mit zögerlichen Fingern begann sie zu tippen, jedes Wort sorgfältig abwägend. Sie erinnerte sich an die Begegnungen mit ihm, an die Gespräche, die scheinbar belanglos waren, aber tiefer gingen, als sie es sich eingestehen wollte. Seine Augen, die so viel mehr verrieten, als Worte es je könnten. „Carrington zeigte während der Observation Anzeichen von Paranoia und sozialer Isolation. Trotz seiner Vergangenheit als Massenmörder entwickelte er eine gewisse Empathie gegenüber seiner Umgebung, insbesondere gegenüber meiner Person. Dies führte zu einer emotionalen Bindung, die den Verlauf der Ermittlung beeinflusste.“

Sie hielt inne, atmete tief durch. Die Worte auf dem Bildschirm verschwammen vor ihren Augen. War es richtig, so offen zu sein? Was könnte ihr drohen, wenn sie sich nicht hinter einer Wahrheit versteckte, die sie selbst schreiben konnte – ihre Wahrheit würde die gültige Wahrheit sein. Doch sie wusste, dass die Wahrheit gesagt werden musste, so schwer sie auch fiel.

„Die Festnahme erfolgte ohne Widerstand. Carrington schien die Konsequenzen seiner Taten akzeptiert zu haben. Sein letzter Blick war nicht von Hass oder Angst geprägt, sondern von einer seltsamen Ruhe – als hätte er endlich Frieden gefunden.“

Anna speicherte das Dokument, lehnte sich zurück und schloss die Augen. Die Schatten der Vergangenheit würden sie noch lange begleiten, doch für heute war ihre Aufgabe erfüllt.

## Die Wahl

Es war kein leichter Gang für Dieter an diesem Abend im Spätherbst, der dunkel war und mit Nieselregen seine Stimmung untermalte, als würde er einem Trauermarsch beiwohnen. Er wollte, nein, er musste zu dieser Versammlung, vor der er sich lieber gedrückt hätte, obwohl ihm diese Wahl als erster Vorsitzender eigentlich nicht zustand. Dieter ahnte, dass er an diesem Abend einige seiner langjährigen Mitstreiter im Verein verärgern würde, doch das größere Risiko für ihn war, dass er seine Frau verärgerte, wenn er wieder einmal mit einem Amt nach Hause kam. Sie hatte unmissverständlich klargemacht, dass sie kein Amt akzeptieren würde, nicht mal das des Kassenprüfers, und erst recht nicht das des Kassierers oder des Schriftführers.

Dieter sah schon von weitem, welche Mitgliederinnen und Mitglieder anwesend waren, denn ihre Autos hatte er über die Jahre auswendig gelernt, und er war erstaunt darüber, wie viele zu dieser Wahl erschienen waren, denn normalerweise war dies der Termin, an dem sich viele nicht zeigten, um bloß nicht für ein Amt überredet zu werden. Aber vielleicht sollte es dieses Mal anders laufen und es gab jemanden, der den Vorsitz übernehmen wollte. Mit neuem Mut trat er an die Tür der Kneipe, in deren Hinterraum sie sich trafen, und kaum, dass er in den Raum eingetreten war, der nur ein kleines Fenster besaß und sicherlich bald stickig sein würde, bemerkte er die hohe Anzahl der Mitglieder – und wie immer saßen die Klübchen zusammen. So sollte es auch sein, sagte sich Dieter, da das Vereinsleben auch maßgeblich zur Geselligkeit diene. Die Stimmung hatte bereits einen gewissen Pegel erreicht und einige bemerkten den ersten Vorsitzenden, luden ihn zu einem frei gehaltenen Stuhl in der Mitte ein, und indem sich Dieter an den Sitzenden vorbeischoob, begrüßte er alle Anwesenden.

Er war einer jener Vorsitzenden, die mehr waren als nur ein Amtsträger – er kümmerte sich um die Anliegen der Menschen und darüber hinaus interessierte er sich für die Situation, in der sie steckten, lieh ihnen ein offenes Ohr, und das eine um andere Mal hatte er zu Hause vernommen, dass sich seine Frau auch so umsorgt fühlen wollte. Dieter hätte auch in die Lokalpolitik gehen können, doch für diese Ämter musste man noch mehr aufgeben: die Abende, die Wochenenden und zuweilen die eigene Überzeugung, wenn die Mehrheitsansichten andere als seine eigenen waren. Das war im Verein anders, denn er hatte schnell verstanden, wie viel Durchdringung der Vorstand in den Verein hinein besaß.

Kurz nach dem ersten Bier eröffnete Dieter die Versammlung pünktlich, ließ das letzte Protokoll und die Tagesordnung bestätigen, legte einen Bericht ab, ehe er einen Versammlungsleiter wählen ließ – dieser Posten war heiß begehrt, da er für die nachfolgende Wahl ausschloss. Maria wurde gewählt und nach den Berichten der Kassenprüfer und der Schriftführerin wurde der Vorstand entlastet und ein neuer gewählt. Die Spannung stieg an, denn Dieter hatte zwar mehrfach

angedeutet, dass er nicht mehr zur Wahl stand, doch das eine waren Worthülsen und das andere die tatsächliche Tat, nach über zwanzig Jahren nicht mehr anzutreten. Natürlich wurde er vorgeschlagen und zunächst wollte Dieter warten, ob es einen Gegenkandidaten geben würde, doch es gab keinen, nicht mal einen Vorschlag – natürlich nicht. Also musste er wohl oder übel seinen Verzicht formulieren, und fast hätte er es nicht über die Lippen bekommen, als er seine Frau vor sich sah, ihren mahnenden Blick, und wenige Augenblicke nach seiner Absage war das Gemurmel im Saal groß und wuchs weiter an. Weder die zweite Vorsitzende noch der Kassierer und erst recht nicht die Schriftführerin wollten den Vorsitz im Verein, und so ging der Versammlung schnell die Ideen aus, sodass die Versammlungsleiterin eine Pause anberaumte, um sich zu sortieren. Die Mehrzahl der Mitgliederinnen und Mitglieder nahm ihre Gespräche wieder auf, trank und bestellte neues Bier und Wein, während ein kleiner Zirkel heftig darüber diskutierte, was nun zu tun sei. Einige drängten Dieter zum Weitermachen, und je stärker sie auf ihn einwirkten, desto resistenter wurde er in seiner Ablehnung – auch wenn sein Herz im gleichen Moment still blutete.

Dann kam der Moment, der die Statik des Abends mit einem Mal veränderte – ein recht neues Mitglied, das in den ersten Monaten ihrer Mitgliedschaft bereits mehrere Male mit dem Vorstand aneinandergeraten war, meldete sich als Kandidatin. Kaum, dass die Wahlleiterin den Vorschlag vernommen hatte, bat sie die Abwesenden zurück in den Raum, und in Dieters Kopf liefen Sequenzen von kommendem Untergang und Niedertracht ab. Der gesamte, entlastete Vorstand war geschockt und Dieter rang sichtlich mit sich, ob er das, was er die letzten Jahrzehnte aufgebaut hatte, dieser Person übergeben konnte. Er schloss die Augen, versuchte zu errahnen, was ihm seine Frau sagen würde, wenn er nach Hause kam und beichtete, dass er auf einer Mission gewesen sei, das drohende Übel zu verhindern, und seufzend hob er die Hand, als die Frage in den Raum gestellt wurde, ob es einen Gegenkandidaten geben würde. Ein erleichtertes Raunen ging durch den Raum, und auch Dieters Gegenkandidatin atmete auf, denn sie hatte damit ihr gestecktes Ziel erreicht.

## Etwas Apfel gefällig?

Mit meinem Augapfel fixiere ich den Erdapfel, den ich mit einem schnöden, säuerlichen Apfel in der Pfanne brate. Zu dem Apfelmus auf dem Teller, das ich dem Apfelmark vorgezogen habe, da es mich mehr an das Apfelkompott meiner Oma erinnert, serviere ich gestampfte Erdäpfel und einen apfelgrünen Salat, den ich mit Apfelessig und Apfelöl angemacht habe, garniert mit Granatapfelkernen und einem reduzierten Sud aus Apfelsaftkonzentrat. Mein Adamsapfel hüpfte vor Glück, als ich den Apfelgeruch in der Nase habend das zusammengelaufene Apfelwasser im Mund herunterschluckte. Doch bevor ich mich dem Apfelmahl zuwende, wärme ich meinen Magen mit einem sauren Apfel vor, denn ich musste mit Erschrecken feststellen, dass mir neben einem Apfelnkerner auch der Apfelkorn fehlt. Fehlt nur noch, dass ich eine Apfelsine anstatt eines Apfels... – aber da wäre ich am Apfelbaum falsch abgebogen. Zum Glück ist der Apfel nicht passiert. Guten Apfeltit!

## Das Geheimnis der Acerolakirsche

Sie hatte sich mit einem überreifen Mangosaft und einem Buch über die Philosophie der Langsamkeit auf die Veranda des kleinen Hostels gesetzt, dessen Holzplanken beim Gehen so laut knarzten, als würden sie sich bei jedem Schritt an alte Geschichten erinnern und diese auch mit einer gespannten Verve kundtun, doch sie hatte nicht damit gerechnet, dass ihr dieser Tag, der wie eine tropisch flirrende Postkarte begann, ein Gespräch bringen würde, das sich aus dem bloßen Nichts wie ein warmer Wind erhob und in wenigen Minuten eine seltsame Vertrautheit in ihre Gegenwart wehte.

Er kam mit einem blassblauen Hemd, das an den Schultern vom Rucksack gegerbt war, und sagte ohne Begrüßung, dass der Saft hier besser schmecke als irgendwo sonst in Guatemala, worauf sie schnell nickte, ohne auch nur aufzuschauen, denn irgendetwas in seiner Stimme hatte nicht die Absicht, nur zu reden, sondern sich wie ein neugieriger Vogel auf eine fremde Schulter zu setzen und dort einfach und endgültig zu bleiben.

Ein Gespräch entspann sich, wie es sich selten entspinnt – nicht geplant, nicht höflich, nicht tastend, sondern wie ein Tanz, bei dem beide bereits die Schritte kannten, ohne je gemeinsam geübt zu haben, und als sie schließlich nach dem dritten Saft und dem vierten Lächeln einander nach der Herkunft fragten, stockte der Augenblick wie eine Szene in einem dieser alten Filme, wenn die Musik aussetzt, weil die Pointe zu groß ist, um beiläufig ausgesprochen zu werden.

Denn sie kamen aus derselben Stadt in Deutschland, einem mittelgroßen, unauffälligen Ort, den niemand freiwillig nennt, wenn er sich weit weg befindet, und der doch in diesem Moment wie ein glühender Punkt auf der Weltkarte aufleuchtete – nicht weil er schön oder begehrenswert nach Heimatgefühlen war, sondern weil er plötzlich alles verband, was nicht erklärbar, aber unendlich echt war.

Sie gingen an diesem Nachmittag durch die Randgebiete des Dorfes, dort, wo der Dschungel nicht aufhörte, sondern einfach nur dünner wurde, und wo die Häuser wie halb vergessene Spielzeuge im Grün lagen, als hätte jemand mit einem übermütigen Lächeln Architektur und Wildnis ineinander geworfen und vergessen, sie wieder zu trennen – einfach, weil er es schön fand, wie es war.

Und dort, neben einem rostenden Stromkasten, halb verdeckt von einem Gebüsch, das wie zufällig gewachsen schien, entdeckte sie ihn – den Acerolakirschenstrauch, den kaum jemand beachtete, weil seine Früchte zu klein und auch zu sauer und dabei zu unhöflich wirkten neben den glanzvollen Mangos und volumigen Papayas, aber in ihren Augen war er wie ein Geheimnisträger, der nur jenen etwas zuflüsterte, die sich tief genug vorbeugten.

Sie blieb stehen, legte den Finger an die Lippen, wie um den Moment zu versiegeln, und begann dann, ihrem Begleiter eine herbeigerufene Geschichte zu erzählen, mit dieser leicht gedämpften Stimme, die Kinder annehmen, wenn sie Märchen weitererzählen, die ihnen niemand beigebracht hat, sondern die sie einfach wissen, weil sie irgendwo zwischen Sternenlicht und Kirschmarmelade aufgesogen wurden.

Sie sagte, dass dieser Strauch nur in Jahren wuchs, in denen ein Schamane aus der Linie der Nebelsprecher in die Liebe fiel – eine Liebe, die nicht erwidert werden durfte, denn sonst würde das Gleichgewicht zwischen den Geistern der Luft und den Wächtern der Erde kippen, weshalb die Früchte der Acerola auch so rot seien, als würden sie ständig an diese verbotene Leidenschaft erinnern.

Und jedes Mal, wenn die Früchte besonders zahlreich seien, kämen Tiere aus dem Wald, nicht, um zu fressen, sondern um zu lauschen, denn in der Nacht, so sagte sie, erzähle der Strauch Geschichten in einer Sprache, die nur jene verstünden, die einmal an der Grenze zwischen Traum und Tod standen – also zum Beispiel Kolibris, Jaguarergeister oder alte Frauen mit schleichenden, leisen Schritten.

Dann blickte sie ihn lange an und fuhr fort, dass die Früchte nicht einfach nur gegessen werden dürften, sondern man sie küssen müsse, bevor man sie kaue, denn sonst verliere man sein schönstes Lachen – und dass es eine Gruppe von Halunken gäbe, die einmal im Jahr zurückkäme, um eine Frucht zu stehlen, in der Hoffnung, das große Geheimnis zu lüften, das hinter dem Strauch liege, aber sie würden jedes Mal scheitern, weil sie nicht glaubten, dass es Geister wirklich gäbe.

Er hatte ihr zugehört wie jemand, der weiß, dass dieser Geschichte keine Wahrheit innewohnt, die nicht erfunden wurde, und keine Lüge, die nicht irgendwo einmal den Himmel berührt hat, und er fragte nichts, sondern lächelte nur, dieses leise, wirkliche Lächeln, das man manchmal hat, wenn man sich nicht sicher ist, ob man gerade verführt wurde oder einfach nur in eine bessere Welt gefallen ist.

Sie pflückten eine der Früchte, rot und winzig wie ein geheimer Punkt auf einer Schatzkarte, hielten sie zwischen ihren Händen, als könnten sie durch Berührung eine zweite Geschichte freilegen, und dann küssten sie sie – einer nach dem anderen –, ohne zu wissen, ob es der Zauber war oder nur die Hitze des Tages, die plötzlich eine andere Art von Nähe zuließ.

Sie blieben lange dort stehen, erzählten sich weitere halbwahre Begebenheiten, von flatternden Schals, die Zeichen gaben, von Affen, die die Nacht durchlasen, und von einem alten Fischer, der mit jeder Acerolakirsche, die er in den Fluss warf, ein vergessenes Gedicht ins Wasser schrieb – Geschichten, die sich gegenseitig nährten wie Lianen, die sich in einem Baum verranken, der nie gefällt werden würde.

Und als die Sonne sich anschickte, hinter den Bergen zu versinken, blieb von all dem nichts als der Schatten zweier Stimmen, die sich ineinander verheddert hatten, und ein paar zerdrückte Früchte auf der Handfläche und ein Versprechen, das nie ausgesprochen wurde – nämlich, dass sie einander auch in der Heimat nicht begegnen würden, ohne an den Strauch zu denken, der nur wächst, wenn jemand etwas erfindet, das zu schön ist, um gelogen zu sein.

## Ein einziges Mal zu weit

Ich hatte mir schon oft vorgestellt, wie es wohl sein würde, wenn mich eine der Frauen, die ich heimlich aufsuchte, um meine Leidenschaft zu stillen, nicht nur dominierte, sondern eine Psychopathin war, die mich bis zu meinem Ende quälen würde. Dass es wirklich passieren würde, hielt ich zwar für ausgeschlossen, da es bei allen meinen Dates stets darum gegangen war, dass sie mit mir spielte – wir hatten eine stillschweigende Vereinbarung, dass ich alles ertragen würde, was sie mir antat – zur Befriedigung meiner Leidenschaft.

Meine Leidenschaft! Das war so eine Sache mit meiner Leidenschaft, die bei näherer Betrachtung auch eine Manie sein mochte – das Auf und Ab meiner emotionalen Konstitution, das Aufbauen einer inneren Spannung, die sich nicht umkehren ließ, bis sie sich in einer nervösen Aktion äußerte und ich dringend zu jemandem gehen musste, der mir die Anspannung aus dem Körper peitschte, mich mit einer harten Erniedrigung wieder erdete und ein Ventil fand, um die negative Lust aus meinem Wesen entweichen zu lassen.

Angst hatte ich keine – auch nicht, als es dann doch tatsächlich passierte und ich an eine Frau geriet, die gleich merkte, dass ich weiter gehen würde als alle anderen ihrer Besuche zuvor. Woher wir beide die Gewissheit hatten, konnte ich nicht mehr rekonstruieren, aber als sie mir mit einem heißen Messer Brand- und Schnittwunden an erogenen Körperstellen zufügte, ahnte ich, dass sie mir eine neue Welt der Dominanz aufzeigte – und ich nie wieder in die alte zurückkehren konnte. Diese Zwickmühle ließ mich erahnen, dass ich in der Zukunft nur noch Formen massiver Geißelung und Verstümmelung würde nutzen können, um den Stausee der Emotionen abfließen zu lassen – die Zeit des Spielens war endgültig vorbei!

Über diese Veränderung meines Lebens dachte ich noch nach, als mir hinterrücks die Augen verbunden wurden, was mich voll und ganz in die innere Welt meiner Leiden katapultierte. Zusammen mit dem Mundknebel, der jeden Laut nur äußerst gedämpft nach außen dringen ließ, war ich zurückgeworfen auf mich selbst, auf mein inneres Ungleichgewicht, über das ich nachdachte, als ich plötzlich etwas Metallisches an meinem Fuß spürte, bevor ein knackendes Geräusch in eine Explosion von Schmerzen überging, und ich wusste, dass das Spielen ein Ende gefunden hatte – nun war es blutiger Ernst!

Mir wurde schlagartig bewusst, dass ich sie gefunden hatte – meine Nemesis – die die Sünden von mir nehmen würde, alle, die ich jemals angehäuft hatte. Die nächsten Schmerzwellen liefen in immer schnelleren Bahnen ab, doch auch sie nutzten sich wie die harmlos wirkenden Spiele zuvor ab, sodass uns beiden am Ende nur noch das Finale übrig blieb, etwas, das einmalig in meinem Leben sein würde und als Höhepunkt es auch beendete: das Beste zum Schluss!

Game over!



## Amplituden

Es wurde mal wieder Zeit! Ich stand an diesem Tag erst sehr spät auf, nachdem ich am vorherigen Abend lange und unkontrolliert Wein getrunken hatte, in der Hoffnung, dass etwas in mir geweckt werden würde. Aber da war nichts in mir – ganz leer wirkte ich, und die Angst, dass meine Karriere ein Ende gefunden hatte – dass ich mich leergeschrieben hatte – bestimmte meine tiefe Angst. Eine andere, weitaus unbestimmtere und noch viel tiefer liegende Angst kam nun auch hervor und potenzierte, wie sich überlagernde Wellen, die eigentliche Angst. Diese tief in mir liegende Angst, die ich über aberhunderte Therapiestunden und drei Romane hinweg erforscht und beschrieben hatte und die trotz der Transparenz nicht verschwinden wollte, war eine Verlustangst, die aus meiner Kindheit herrührte, einer Kindheit, in der nichts sicher war – nicht in der Familie, nicht im Wohnort, nicht bei den anderen Beziehungen, nicht einmal bei der Sicherheit, dass nicht vergessen worden war, rechtzeitig einzukaufen.

Diese sich überlagernden Amplituden der Ängste ließen Schweißperlen auf meiner Stirn entstehen, die ich mit meinem Ärmel wegwischte, und ich wusste, dass es Angstschweiß war, kalt und unnachgiebig. Nichts half, nichts wollte gelingen, kein Kaffee, kein Zucker, keine Nahrung, kein Spaziergang zur Zerstreuung. Ganz im Gegenteil – auf dem Spaziergang ereigneten sich mehrere Situationen, in denen ich mich hinsetzen und durchatmen musste, ehe mir endlich klargeworden war, dass ich wieder mal eine Muse brauchte, eine weibliche Gestalt, die mir half, meine Ängste einzudämmen und sie dorthin zurückzusperren, wo ich sie kontrollieren konnte.

Das letzte Mal, als ich einen solchen Ausbruch verspürte, wäre ich beinahe erwischt worden; Daher verlangte ich von mir, dass ich mich zunächst in einen Zustand der Ruhe und Konzentration brachte, um mir zielgerichtet einen Plan zurechtzulegen, der mich unsichtbar mit meiner neuen Muse zusammenbrachte. Es musste zwangsläufig ein Ort sein, an dem spät abends wenig Aufmerksamkeit lag, und so entschied ich mich für den Park im angrenzenden Stadtviertel, in dem Jugendliche oft bis tief in die Nacht am unerlaubten Lagerfeuer saßen und sich ihrer jugendlichen Leichtigkeit des Lebens hingaben. Eine Leichtigkeit, die ich dringend für mein Schreiben benötigte, etwas, für das ich bereit war, immense Risiken einzugehen.

Ich verließ am Abend mein Haus, in dunklen Klamotten gekleidet, und ging, als würde ich einen Spaziergang machen, die Straßen entlang, hielt hier und da ein, wenn Menschen entgegenkamen, und gelangte nach einiger Zeit zum Park, sah mich um und erkannte anhand der Lichtkegel der Feuerstellen, dass es sich lohnen konnte. Um meinen Plan umzusetzen, lief ich auf direktem Weg nach Hause, schnappte mir mein Werkzeug und meinen Wagen, fuhr zum Park und parkte in einer Seitenstraße, die besonders dunkel war, da mehrere Lampen defekt waren. Dort, im abgedunkelten Bereich, überdachte ich die nächsten Schritte, prüfte, welcher Weg der kürzeste aus dem Park war,

und legte mich in der Nähe davon auf die Lauer. Die ersten Jugendlichen, die den Park verließen, ließ ich noch ziehen – zum einen waren sie in Gruppen unterwegs oder sie gefielen mir schlichtweg nicht –, als plötzlich eine junge Frau auftauchte, die meine Muse sein konnte. Sie war allein unterwegs und starrte fast die ganze Zeit über auf ihr Handy, was mir half, mich im Schutz der Sträucher an sie heranzuschleichen, und ehe sie verstand, was passierte, hatte ich das Baumwolltuch bereits auf ihrem Mund und ich merkte, wie sie binnen weniger Augenblicke die Kontrolle über ihren Körper verlor. Ich hatte meine Muse! Doch wie bei jeder der acht Musen, die ich in meinem Leben bisher hatte, kam nun der gefährliche Teil, denn ich musste den bewegungslosen Körper zu meinem Auto bringen – an diesem Abend sollte jedoch alles ohne Auffälligkeiten ablaufen. Wenige Minuten später war ich bereits auf dem Weg nach Hause, doch ich fuhr nicht den direkten Weg, sondern durchquerte zwei weitere Stadtteile, ehe ich zurück zu meinem Haus fuhr, das Auto in die Garage lenkte und am Steuer sitzend tief durchatmete. Das Wichtigste war damit geschehen – meine Muse war bei mir zu Hause und in wenigen Stunden, wenn sie wach wurde, konnte ich mit meiner Arbeit beginnen.

Ich bereitete alles vor, brachte meine Muse in den Keller und fesselte sie an einem Sessel, ehe ich nach oben ging, etwas aß und mich kurz schlafen legte. Ich war so nervös, dass ich nur wenig schlafen konnte, und mit großer Vorfreude ging ich hinab in den Keller und sah meine Muse wach. Was für ein toller Anblick! Mein Herz hüpfte vor Freude, und ich setzte mich an meinen Schreibtisch, betrachtete lange meine neue Muse, ehe ich wie wild begann, das weiße Papier zu bekritzeln. Meine Schreibblockade war wie weggeblasen und ich arbeitete mehrere Stunden intensiv an einer neuen Geschichte, füllte Blatt um Blatt und vergaß beinahe meine Muse, die seit meinem Erscheinen noch kein einziges Wort gesagt hatte.

Erst weit nach dem Morgengrauen fiel mir dieser Umstand auf, und plötzlich war die Angst zurück, jene, die tief in mir lag, und ich vermochte kaum, meine Muse anzuschauen, denn sie starrte mich einfach nur an, die ganze Zeit, wie es damals meine Mutter getan hatte, wenn sie sauer auf mich gewesen war. Ich versuchte, mich wieder auf meinen Text zu fokussieren, doch die Buchstaben verschwammen auf dem Blatt vor mir, und in mir spürte ich einen Brand, der sich ausbreitete und meinen ganzen Körper ergriff. Bald schon begann ich zu zittern und auf meiner Stirn wischte ich kalten Angstschweiß weg, ehe ich begann, meine Unterlippe so lange zu malträtieren, bis sie aufsprang und ich Blut schmeckte. Ich wagte einen neuerlichen Blick auf meine Muse, doch sie hätte auch in Flammen stehen oder mit Blitzen aus ihren wunderschönen Augen schießen können – die Angst zerfraß nun auch den letzten Teil meines Selbstbewusstseins, und ehe ich mich versah, hatte ich ein Messer in der Hand, eins, das ich zum Schutz vor einem Angriff der Muse in der obersten Schublade liegen hatte, und rammte mir dieses Messer in meinen Bauch, dorthin, wo die Angst wohnte, jene Angst, die mir vor Jahrzehnten eingepflanzt worden war und die mich nie

wieder – nie wieder! – herabsetzen würde! Ich sackte vor Schmerzen zusammen, doch ich liebte diese Schmerzen, da sie mir die Angst nahmen, und als ich den letzten Augenaufschlag machte und zu meiner finalen, neunten Muse blickte, hatte ich das Gefühl, dass sie meiner Mutter ähnelte, wie sie da so dasaß und mich schweigend anstarrte, als hätte ich etwas falsch gemacht.

# Wie man aus Versehen ein Geständnis schreibt

*Ein Urlaubskrimi in sieben Katastrophen*

## 1. Katastrophe: Die Wahl des Reiseziels

Es hätte alles so einfach sein können – ein Häuschen am See, zwei Wochen Ruhe, ein Paket Müsli mit getrockneten Himbeeren, das beim Aufreißen leise nach Ferienkindheit duftet, und ein Notizbuch, das wie jedes Jahr zu dieser Zeit seine weißen Seiten gierig nach Handlung ausstreckte – ja, es hätte alles einfach sein können, wenn Loretta Langenfeld, Autorin von immerhin sieben in der Krimifachpresse wohlwollend ignorierten, in Leserforen aber leidenschaftlich diskutierten Provinzkrimis rund um Kommissar Bulle von Cornichoninsky, nicht just an diesem Mittwoch im Juli beschlossen hätte, dass sie zur Recherche verreise, und das nicht etwa nach Nordhessen, wo Cornichoninsky seit Jahren fiktive Morde löst, sondern – aus Gründen, die ihr später niemand mehr glaubte, am wenigsten sie selbst – nach Güstrow.

Güstrow, jener melancholische Ort irgendwo zwischen Backsteingotik und Apfelwein, war nicht nur Heimat eines expressionistischen Bildhauers mit Hang zu wuchtigem Pathos, sondern auch das Ziel ihrer Bahnreise, deren Buchung sie versehentlich doppelt getätigt hatte – einmal mit Sitzplatzreservierung in der Ruhezone und einmal mit BahnCard-Rabatt in der Kleinkindabteilung – woraufhin sie, um keine der beiden Buchungen verfallen zu lassen, zwischen zwei Waggons pendelte wie ein philosophisch angehauchter Schaffner ohne Trillerpfeife.

## 2. Katastrophe: Die Entdeckung der Leiche

Der Fund der Leiche – so viel sei vorweggenommen – war nicht spektakulär, nicht mal dramatisch, zumindest nicht im klassischen Sinn, sondern eher so, wie man einen kaputten Gartenzwerg entdeckt: beiläufig, ein bisschen unangenehm und irgendwie peinlich, weil man instinktiv spürt, dass man den Anblick nicht mit einem scharfen Schrei, sondern eher mit einem verhaltenen „Hoppla“ quittieren sollte, was Loretta dann auch tat, als sie, auf der Suche nach einem möglichst moosfreien Platz für ihre Morgenyogamatte, hinter einem Bootshaus am Insee über das ausladend drapierte Bein eines Herren in karierten Golfsocken stolperte, dessen Gesicht, soweit man das in dem Licht beurteilen konnte, den Ausdruck milder Überraschung trug, wie ihn Menschen oft zeigen, wenn sie beim Einschlafen noch einmal an die Stromrechnung denken.

Da Loretta sich in ihren bisherigen Romanen mit der psychologischen Tiefenschärfe eines Softeizrührers an Tatorte herangewagt hatte – meist mit dem Satz „Er lag da wie ein Sack Möhren auf dem Wochenmarkt“ – und bis dahin keinerlei Erfahrung mit echten Leichen hatte, glaubte sie für einen Moment ernsthaft, es handele sich um eine Reenactment-Gruppe oder ein absurdes Kunstprojekt, vielleicht sogar um eine dieser viralen Mutproben, bei der Menschen sich tot stellten, um TikTok-Fame zu erlangen – was ihren ersten Reflex, das Handy zu zücken und ein Beweisfoto

zu machen, zumindest partiell rechtfertigt, bis sie beim Heranzoomen die eindeutig unviralen Fliegenecier am rechten Nasenflügel des Herren bemerkte und ein leichtes Würgen verspürte, das allerdings eher vom vorherigen Chai Latte als vom Anblick selbst ausging.

### 3. Katastrophe: Die Polizei und das große Missverständnis

Was dann folgte, war ein Lehrstück in angewandter Eskalation, das Schiller posthum mit wissendem Nicken quittiert hätte: Denn anstatt, wie es jede einigermaßen zurechnungsfähige Bürgerin getan hätte, den Notruf zu wählen, entschied Loretta – und dies in einer Mischung aus kreativer Aufbruchstimmung, literarischer Überheblichkeit und unerschütterlichem Glauben an die narrative Macht des Zufalls – dass sie erst einmal notieren müsse, was sie sehe, und zwar in Echtzeit, um den Schock nicht nur zu verarbeiten, sondern gleich textlich zu verwerten.

So kam es, dass sie mit einem tief ins Gesicht gezogenen Sonnenhut und einem Bleistift aus der „Miss Marple Edition“ der British Crime Library über die Wiese hockte und dabei von zwei Spaziergängern entdeckt wurde, die in ihrer kauernenden Haltung, der Leiche zu Füßen, sowie dem enthusiastischen Murmeln über „Koagulation am rechten Ohrläppchen“ eine verstörende Szene sahen, woraufhin sie – sehr viel bürgerlicher als Loretta selbst – die Polizei verständigten.

Die Ankunft der Ordnungshüter – zwei junge Männer mit dem Habitus von Streifenhörnchen auf Ritalin – führte in rasanter Abfolge zur Feststellung ihrer Personalien, zur Sicherstellung ihres Notizbuchs („Beweismittel!“) und zur freundlichen, aber bestimmten Einladung aufs Revier, wo sie, inzwischen leicht sonnenverbrannt, aber literarisch inspiriert, zu Protokoll gab, dass sie keineswegs die Täterin sei, sondern – und das betonte sie mit jener leichten Empörung, die nur Menschen aufbringen, die nichts zu verbergen haben und dennoch wie Verdächtige behandelt werden – „Krimiautorin mit erkennbarem Hang zur Recherche.“

### 4. Katastrophe: Die Ermittlungen einer Unbefugten

Was nun folgte, war – im polizeilichen Sinne – eine Katastrophe, im dramaturgischen aber ein Geschenk des Himmels: Denn kaum war Loretta wieder auf freiem Fuß, begann sie, mit der Akribie einer Hobbyschnüfflerin und der Eleganz eines schnarchenden Mopses, sich in die Ermittlungen einzumischen, wobei sie in einer Mischung aus Neugier, Geltungsdrang und echtem Krimibedarf jede noch so zufällige Begegnung als Hinweis wertete.

Der Kellner, der ihr einen Cappuccino brachte, war „auffallend nervös“ (weil seine Chefin ihm im Nacken saß), die Dame an der Rezeption „verhielt sich seltsam abwehrend“ (weil sie ihre Lieblingsserie streamte und dabei nicht gestört werden wollte), und der Bootsverleiher „konnte die Leiche kennen“, weil er, wie Loretta notierte, „einen Ausdruck auf dem Gesicht trug, der zwischen Schuld und Gicht schwankte.“

Ihre Ermittlungen führten sie nicht nur in die Tiefen des örtlichen Kleingartenvereins (Streit um Himbeerhecken), sondern auch zu einem zweifelhaften Sektempfang im Museum (Motto: „Erwin Panofsky und das erotische Detail“), wo sie einen pensionierten Buchhändler beschattete, der seinerseits nur das Buffet suchte, dabei aber über einen Hering stürzte und seither überzeugt ist, dass Loretta „im Auftrag der Polizei handelt“, was sie wiederum zu bekräftigen versuchte, um endlich an vertrauliche Informationen zu kommen – mit dem Ergebnis, dass sie bei einem Gespräch mit der Witwe des Toten aus dem Haus geworfen wurde, weil sie beim Zitieren von Schiller den Vers mit „immer Böses muss gebären“ in einer Tonlage vortrug, die an einen klagenden Pudel erinnerte.

## 5. Katastrophe: Die Enthüllung – und wie sie (nicht) geschah

Tatsächlich – und das muss der Fairness halber betont werden, nicht zuletzt, um dem Eindruck entgegenzuwirken, Loretta sei nur zufällig und aus Versehen auf des Rätsels Lösung gestoßen (was, zugegeben, durchaus zutrifft) – war Loretta dem Täter nicht nur zeitweise auf den Fersen gewesen, sondern hatte ihn mehrfach regelrecht übersehen, überhört oder – in einem besonders dramatischen Moment – mit einem Kellner verwechselt, als er ihr im Park das Fahrrad aufhob, das sie, in einem heroischen Versuch, beim Freihändigfahren gleichzeitig Notizen zu machen und ein Brötchen mit Frischkäse zu essen, gegen eine Parkbank gelenkt hatte, wobei sie sich das Knie aufschürfte, das Handy verlor und den Täter um ein Autogramm bat, weil sie ihn für einen ehemaligen Fernsehmoderator hielt, der früher in einer Spielshow mit Gummihämmern auftrat.

Dieser Täter – Erik, wie er von einigen genannt wurde, obwohl sich später herausstellte, dass sein Ausweis auf den Namen Kay mit Y lautete – war in Wahrheit ein Mann von jener Sorte, die sich gern zwischen Yoga-Matten und Bio-Märkten aufhält, dabei aber weniger aus spiritueller Überzeugung als aus strategischer Geselligkeit: Ein Blender, ein Schwätzer, ein Mann mit einem Facebook-Profil, das ihn als „Coach für ganzheitliches Wachstum“ auswies, wobei unklar blieb, ob damit die Seele, der Bizeps oder der Portweinbauch gemeint war.

Dass Loretta ihm das – ohne es zu wissen – perfekte Geständnis auf den Leib geschrieben hatte, ist rückblickend eine der tragikomischsten Volten der ganzen Angelegenheit, denn sie hatte sich, nach einer Nacht voller Haferkeks-Krümel im Bett und ausufernder Selbstgespräche über Motiv, Schuld und poetische Gerechtigkeit, an ihr Notizbuch gesetzt und – ganz im Stile der großen französischen Kriminalchriftsteller, die sie zwar nie gelesen, aber oft zitiert hatte – ein fiktionales Bekenntnis verfasst, in dem ein „spirituell verhärteter Mann mittleren Alters“ sich aus gekränktem Narzissmus zum Mord entschließt, dabei aber einen expressionistischen Todesmonolog hält, der so sehr nach Ego und Esoterik klang, dass Erik (oder Kay, oder wie auch immer) beim Lesen dachte, jemand habe sein Tagebuch gefunden – und es, aus einer Mischung aus Scham, Bewunderung und panischer Verwirrung, an die Polizei mailte, versehen mit dem kurzen, aber

denkwürdigen Satz: „Ich kann das nicht länger geheim halten. Sie ist zu gut, um nicht entdeckt zu werden.“

## 6. Katastrophe: Der Ruhm und seine Tücken

Dass dieser Satz, aus dem Kontext gerissen, wie ein Lob an Loretta's literarisches Talent klang, war der Anfang einer Lawine, die sich mit der unaufhaltsamen Wucht eines rollenden Käseleibs über das beschauliche Leben der Autorin ergoss – denn kaum hatte die Polizei, die das Geständnis zunächst für eine Art psychologisch verqueres Bekenner Schreiben hielt, Loretta kontaktiert, um „das Gespräch zu suchen“, war sie, bevor sie auch nur einen Satz erklären konnte, bereits in eine PR-Maschinerie geraten, die von nichts anderem lebte als von Missverständnissen und Sensationen. Der Verlag, der bislang ihre Bücher unter der Rubrik „Regionalrausch & Runkelkrimi“ geführt hatte, veröffentlichte in Windeseile eine Neuauflage mit dem Aufkleber „Basierend auf einer wahren Begebenheit“, versehen mit einem irritierend martialischen Cover, das einen blutverschmierten Ruder Kahn zeigte, obwohl der Tote nachweislich neben dem Bootshaus lag und kein Ruder in Sicht gewesen war. Loretta, die derweil versuchte, den Sachverhalt in Interviews zu erklären („Nein, ich habe niemanden umgebracht, ich habe es mir nur ausgedacht, aber der Mörder fand sich selbst darin wieder“), wurde als „Deutschlands hellstichtigste Krimiautorin“ angekündigt, durfte im Frühstücksfernsehen Platz nehmen (wo sie die Moderatorin aus Versehen mit „Mutter“ ansprach, was zu Tränen auf beiden Seiten führte), und erhielt von einer Zeitung in Bielefeld den Regionalpreis für „Wahrheit durch Fiktion“.

Die Tücken des Ruhms zeigten sich allerdings schnell – etwa als Loretta, beim Versuch, ein neues Manuskript zu beginnen, auf dem Notizblock nur noch die Worte „Tatort“, „Inspiration“ und „Kneifzange“ schrieb, ohne Zusammenhang, ohne Plot, als sei ihr Kopf plötzlich nicht mehr Autorenzimmer, sondern Fundbüro für sprachliche Überbleibsel, oder als sie, bei einer Preisverleihung in Güstrow, auf dem Podium stürzte, weil sie glaubte, das Mikrofon sei kabellos, obwohl es sich um ein fest verdrahtetes Relikt aus DDR-Zeiten handelte, das sie im Sturz mit sich riss, woraufhin der Bürgermeister sagte, sie sei „nicht nur wortgewandt, sondern auch sehr beweglich für ihr Alter“, was ihr später beim Googeln die Frage einbrachte, wie alt man eigentlich aussehen müsse, um nicht beweglich zu wirken.

## 7. Katastrophe: Die nächste Geschichte

So sitzt sie nun wieder, Loretta Langenfeld, detektivische Krimiautorin wider Willen, Prophetin der unbeabsichtigten Wahrheit, die auf der Suche nach einem friedlichen Sommeraufenthalt eine Leiche fand, den Täter zur Selbstanzeige inspirierte und seither durch die Talkshows der Republik getrieben wird wie ein Detektiv mit Fußpilz – eine Figur, die in ihren eigenen Romanen nie vorkäme, weil sie zu real, zu chaotisch, zu unheldisch wäre.

Vor ihr liegt ein Notizbuch, neu, unberührt, noch riechend nach Druckerschwärze und Aufbruch. Draußen lärmen die Mülltonnen, ein Marder schreit wie ein schlechter Saxophonist im Hof, und das Telefon klingelt, mal wieder. Diesmal ist es kein Buchhändler, sondern ein Herr vom Fernsehen, der sie für eine neue True-Crime-Doku gewinnen will: „Sie müssten nur erzählen, wie Sie das gemacht haben, mit der Intuition und so.“

Loretta legt auf. Holt tief Luft. Und schreibt:

„Kapitel eins: Ich wollte eigentlich nur Urlaub machen. Und dann war da dieser Mann mit den Golfsocken...“

Sie seufzt. Und lächelt.

Denn das eben – ist der Fluch der bösen Tat: dass sie, einmal begangen, fortzeugend immer neue Geschichten muss gebären.

## Bergan

Die letzten Meter bergan musste der Mann, den alle im Dorf nur Hein riefen, obwohl sein Taufname ein völlig anderer war, eine weitere Pause einlegen, weil seine Beine drohten, unter ihm wegzubrechen.

Da er keinen Stein oder eine andere Sitzmöglichkeit fand, stützte er sich auf seinen Gehstock und hoffte, dass er nicht wieder hinfiel – wie es vor einigen Tagen an ähnlicher Stelle passiert war, als er sich nicht auf den Beinen halten konnte und viele blaue Flecken abholte.

Seine ganze linke Seite schmerzte immer noch stark, wenn er sich nachts auf seiner Liege herumwälzte und davon aufwachte, sodass es ihm kaum gelang, wieder einzuschlafen.

Hein nahm sich die Zeit und blickte über die Gegend, die sich unterhalb des kleinen Aufstiegs ausbreitete, und er hatte das Gefühl, dass er das alles bald sehr vermissen würde, wenn der Pfarrer, bei dem er letzten Sonntag seine Beichte abgelegt hatte, mit dem recht hatte, was er ihm von der nahenden Hölle erzählte, auf die Hein zusteuerte, da er keinen Heller besaß, um seine Sünden per Ablass freizukaufen.

Sicher waren schon viele derjenigen, die mit ihm einst aufgewachsen waren, inzwischen tot oder vom Kriegsdienst niemals wiedergekehrt, doch glaubte Hein, dass in ihm noch ein, zwei Winter steckten, solange, bis sich auch der letzte seiner drei Söhne selbst versorgen konnte.

Wie alt er selbst war, konnten nur die Priester wissen – er selbst glaubte, dass er um die vierzig Jahre alt war, ohne dass er genau verstand, was diese Zahl anderes aussagen sollte, als dass er alt war.

Hein schaute noch einmal zurück, ehe er die Kraft zusammennahm, um den letzten Anstieg zu meistern, und wie immer, wenn er einige Zeit gestanden hatte, spürte er nahezu jede Sehne im Körper, die wie sprödes Rindsleder auseinandergezogen wurde, dabei ächzte und stöhnte er vor stechenden Schmerzen, ehe sie nach einigen Schritten weniger wurden, doch nie mehr ganz verschwanden.

Er konnte sich gar nicht mehr an den Tag erinnern, den letzten Tag, an dem er keine Schmerzen verspürt hatte, an dem er morgens aufgestanden und nach den ganzen Plackereien abends zufrieden ins Bett gegangen war.

Hein war sich sicher, dass dieser Tag vor der Geburt seiner Söhne liegen musste, die auch schon so alt waren, dass der erste Sohn bereits eigene Kinder hatte.

Eigentlich, so dachte er, hatte er alles im Leben erreicht, was er sich erträumt hatte – konnte früh den Hof seiner Eltern übernehmen und eine eigene Familie gründen, bekam gesunde Kinder, von denen die Mehrzahl überlebte, und war bis zum letzten Winter mit einer Frau an seiner Seite gesegnet gewesen, die niemals meckerte, egal, wie hart die Zeiten waren.

Da er einen eigenen Hof hatte und diesen bewirtschaftete, war Hein auch nie in größere Gefahr gekommen, dass er an einem Krieg würde teilnehmen müssen; nicht wie seine beiden Brüder, die fortzogen, um nicht mehr wiederzukommen.

Mit diesen Gedanken ging Hein den Berg hinan und wunderte sich, dass er ihm dieses Mal so lang vorkam, viel länger als sonst, was aber auch daran liegen konnte, dass er sich nicht so kraftvoll wie sonst fühlte und hier und da eine zusätzliche Pause einlegen musste.

Doch gleich würde er es geschafft haben – dann wurde es leichter, denn es ging in Richtung des Dorfes, an dessen Rand sein Hof lag, bergab, und da es in den letzten Tagen nicht geregnet hatte, hoffte er, dass er unbeschadet wieder nach Hause kam.

Es waren nur noch drei, vier Schritte, ehe er über die Kuppe ins Tal schauen konnte, wo er die ersten Firste der Häuser zu sehen bekam, meistens der Scheunen, die mit dem täglichen Widerstand gegen die Kräfte der Natur und des Menschen den Gezeiten trotzten und hin und wieder neu aufgebaut werden mussten.

Den First seiner Scheune würde er wohl als erstes sehen, wenn es die beiden Erlen erlaubten, dass er zwischen ihren Blätterdächern hindurch schaute, doch plötzlich gab sein rechtes Bein nach, knickte zur Seite, ehe auch das andere kraftlos wurde, und im Zusammensacken spürte Hein, wie ihn ein Schwindel erfasste, er die Kontrolle verlor und wie ein nasser Sack Mehl zusammenklappte. Ihm schoss die Beschreibung des Pfarrers in den Kopf und instinktiv wartete er auf die bevorstehende Hitze der Hölle, doch sie wollte nicht kommen; viel eher durchzog ihn eine eisige Kälte, die sich trotz der starken Sonne in seinem Körper ausbreitete, ehe er für einen allerletzten Augenblick die Kraft fand, die Augen zu öffnen, um in den Himmel zu starren, dorthin, wonach er sich sehnte.

## Nur ein kleines Stück

Das kann doch gar nicht so schwer sein!, sagte ich zu mir selbst und ahnte, dass ich diesen Satz laut und wutentbrannt ausgeschrien hätte, wenn ich ihn nicht aus guten Gründen nur gedacht hätte. Es konnte doch nicht sein, dass dieses kleine Stück Metall, an dem ich nun schon seit mehr als einer halben Stunde arbeitete, mich davon abhielt, endlich ins Bett zu fallen!?

Der ganze Tag war ein einziges Auf und Ab gewesen, und als ich das Gefühl hatte, endlich bald im Bett zu liegen, um neue Kräfte für die Aufgaben des nächsten Tages zu sammeln, fand ich dieses kleine, abstehende Stückchen reflektierendes Metall, das eine zu große Gefahr für die Kinder darstellte, wenn ich es so ließe, wie es aktuell war.

Der erste Impuls war, die Flex in einem der Umzugskartons zu suchen, doch dann wurde ich gewahr, dass die Kinder bereits schliefen und ich unmöglich diese scharfe Kante wegflexen konnte. Ob ich die Eisensäge so schnell finden würde, stand in den Sternen, und die Möglichkeit, die offene Gefahrenquelle eher abzusichern als zu beseitigen, erschien mir nur als eine untergeordnete Rolle innerhalb meiner Optionen.

Also schaute ich mir dieses Metall genauer an und erkannte, dass es sich an der neuralgischen Stelle biegen ließ, und drückte es leicht nach unten, sodass es seine Form veränderte.

Als Nächstes drückte ich es zur Gegenseite, um auch dort festzustellen, dass es an der richtigen Stelle eine Art Sollbruchkante bildete. Nun begann ich völlig optimistisch, das Metall in die eine und dann in die andere Richtung zu bewegen, da ich die starke Vermutung hatte, dass es im Laufe der Materialermüdung irgendwann brechen würde, sodass ich die Bruchkante sichern konnte, um sie am nächsten Tag glattzuschleifen.

Wie gesagt – das war vor einer halben Stunde, und die Ermüdungskante im Material wurde immer deutlicher, bis vor einer guten Viertelstunde die Entwicklung jäh stoppte. Seitdem versuchte ich verzweifelt, die Abtrennungsbewegungen des Metalls zu erhöhen, indem ich zunächst die Geschwindigkeit veränderte, doch meine Müdigkeit und die Anstrengung ließen mir die Schweißperlen auf die Stirn treiben, sodass ich wieder in meinen angenehmen Rhythmus zurückfiel. Inzwischen war das denkbare Tagesziel, eine sinnvolle Zwischenlösung bis zum nächsten Tag zu finden, für mich obsolet geworden, sondern hier ging es nur noch ums Prinzip, dass sich dieses Metall am Ende meinen Prinzipien und Wünschen würde beugen müssen.

Meine Frau war längst schlafen gegangen und hatte kurzzeitig kopfschüttelnd mit angesehen, was ich tat, und verzichtete klugerweise auf jeden guten Ratschlag, der mich recht sicher nur auf die Palme gebracht hätte.

Dieses Stückchen Metall hatte sich – zusammen mit meiner Wunschvorstellung – zu einer Manifestation epischer Breite entwickelt, denn hier ging es längst nicht mehr um das eigentliche Ziel, sondern um die Kernfrage allen Strebens: Wer gibt am Ende nach!?

Das Absurde an dieser Situation war, dass mir völlig bewusst erschien, dass jener epische Konflikt weit außerhalb jeden normalen Verhaltens war, doch einzugestehen, dass mich ein lächerliches Stück Metall mit seinem penetranten Widerstand besiegen könnte, war einfach nicht in meinem Erlebnishorizont abbildbar.

Es wäre so einfach gewesen, um die Gefahrenquelle für den Moment zu sichern: Das Metall, das längst geschmeidig genug war, um nahezu komplett abgeklappt zu werden, Klebeband, um es zu fixieren und zur absoluten Sicherheit noch etwas davorzustellen, damit bloß nichts passierte – darüber hinaus stand ich wahrscheinlich allerspätestens mit den Kindern auf und würde die Gefahrenquelle direkt als erstes am Morgen mit sinnvollem Werkzeug beseitigen können.

Allen absolut richtigen Gedanken zum Trotz war es mir, als würde ich gegen die Titanen oder alle Naturkräfte kämpfen, und so nahm ich mein Schicksal hin – wie einst Sisyphos – und nahm das Biegen wieder auf, so lange, bis es endlich brechen würde – und wenn es bis in alle Ewigkeit dauerte!

## Männer, die über Leitplanken pinkeln

Es gibt Dinge, die man sieht und sofort weiß: Hier endet die Zivilisation, hier beginnt das Reich des kleinen Mannes mit großer Blase. Ein Ort, an dem die Evolution Pause macht, die Etikette die Flucht ergreift und das Rückgrat der Gesellschaft auf halber Strecke zwischen Raststätte und Rasthof einknickt wie ein überkochtes Würstchen, das man nicht mal allzu wild umherwedelt. Willkommen bei den Männern, die über Leitplanken pinkeln.

Unsere Geschichte beginnt – wie könnte es anders sein – auf der Autobahn. Kilometer 217 der A3, zwischen dem Parkplatz „Im Eichenwald“ und der Abfahrt, die kein Navi kennt, weil sie eigentlich gar nicht existiert. Hier steht er, unser Protagonist: Wolfgang. Mitte fünfzig, Wampe voran, Kappe mit Biermarke und die stolze Haltung eines Mannes, der sein Leben lang nie wirklich gelernt hat, wo Privatheit aufhört und Öffentlichkeit und dessen Interesse beginnt.

Wolfgang pinkelt nicht einfach. Nein, Wolfgang zelebriert. Er steigt aus dem Auto mit der Anmut eines Nilpferds auf nassem Laminat, dreht sich zur Böschung, holt tief Luft und stemmt sich mit einem Knurren über die Leitplanke. Eine Sekunde der Stille – dann das Geräusch, das in Deutschland so etwas wie das heimliche Nationaltier beschreibt: der Urinstrahl des freien Mannes, der sich in Wind und Gebüsch ergießt, als wolle er die Welt tränken mit seiner Männlichkeit.

Und das Beste daran: Wolfgang ist nicht allein. Nein, die Brüder im Geiste sind überall. Auf jedem Autobahnparkplatz, an jedem Feldweg, bei jeder Volksfest-Umleitung. Sie kommen in Rudeln, sie tragen Funktionsjacken und haben das Selbstbewusstsein eines mittelmäßigen Abteilungsleiters, der glaubt, seine Meinung über Thermomix-Rezepte sei gesellschaftlich relevant.

Warum tun sie das, fragt man sich – und die Antwort ist ebenso einfach wie deprimierend: Weil sie es können. Weil sie es dürfen. Weil sie es immer schon durften. Männer haben ein ambivalentes Verhältnis zu Regeln. Auf der einen Seite bauen sie ganze Gesellschaftssysteme auf Vorschriften, Normen und Standards – auf der anderen Seite glauben sie, ein harmloses Lüftchen an der Lendengegend sei Grund genug, all diese Regeln für einen Moment zu ignorieren, wenn nicht gar zu vergessen.

Man kann es sich vorstellen: der männliche Harntrakt als Bollwerk gegen den Feminismus, als letzter Ort der Autonomie. Während Frauen peinlich berührt in Büschen verschwinden, hinter mitgebrachten Decken kauernd, halb Yoga, halb Verzweiflung – steht der Mann aufrecht, die Welt im Blick, die Wurst im Wind.

Wolfgang ist einer von ihnen. Und er weiß, was sich gehört – zumindest in seiner Welt. In der Welt, in der Motoröl ein Parfüm ist und Toast Hawaii als gastronomisches Statement durchgeht. In der Welt, in der man stolz ist, nie ein Buch gelesen zu haben, aber bei „Eis am Stiel“ mitsprechen

kann. In dieser Welt ist das Pinkeln über die Leitplanke nicht nur eine Notwendigkeit, es ist ein Ritual. Eine Form von stiller Rebellion, so still wie ein Hochdruckreiniger im Kiesbett.

Natürlich könnte man sagen, es sei harmlos. Ein bisschen Urin hier, ein bisschen Buschwerk da. Die Natur kennt Schlimmeres. Aber wer je gesehen hat, wie Wolfgang nach erfolgreichem Wasserlassen triumphierend den Reißverschluss schließt – mit dem Blick eines Mannes, der glaubt, gerade ein Wild erlegt zu haben – der spürt: Hier geht es um mehr. Hier geht es um ein Weltbild. Ein Weltbild mit Kantinenkaffee und Truckerromantik, mit leeren Flaschen auf dem Armaturenbrett und fünfmal „Wetten, dass ...?“ – aufgezeichnet, versteht sich.

Es sind dieselben Männer, die an Tankstellen diskutieren, ob sie für 40 Cent Aufpreis wirklich einen Latte Macchiato kriegen müssen, wenn es auch ein „normaler Kaffee“ tut – heiß, bitter, ohne Schnickschnack, exakt wie ihre Meinungen. Dieselben, die behaupten, dass „Gendern“ die deutsche Sprache ruiniert, aber „vong“ in Kommentaren schreiben, als hätten sie nie eine Schule besucht. Jene, die stolz verkünden, dass sie sich nicht vorschreiben lassen, wie sie zu leben haben, und dabei ihr ganzes Dasein nach den Vorschriften von Autosendungen, Stammtischrunden und Facebook-Gruppen gestalten.

Wolfgang hat erstaunlicherweise wenig erstaunlich eine Frau. Sie heißt Rita, trägt Fleecewesten in Aubergine und hat längst resigniert. Sie weiß, dass Wolfgang nicht pinkelt – er markiert. Nicht aus einem natürlichen Drang heraus, sondern aus Prinzip. Und sie weiß auch, dass Diskussionen darüber ungefähr so fruchtbar sind wie ein toter Bonsai. Rita steht mit verschränkten Armen am Auto, blickt stumm auf die Böschung und denkt an den Spanier vom letzten Urlaub. So einer hätte wenigstens gefragt, ob er irgendwo pinkeln darf.

Und während Wolfgang sich mit einem Gurren wieder über die Leitplanke schwingt, dabei kurz hängen bleibt (mit eben jener Grazie, mit der ein Walross aus dem Becken rutscht), weiß man: Dieser Mann hat sich die Welt so eingerichtet, dass sie ihm passt. Und wenn sie es nicht tut, pinkelt er halt drüber.

Es ist eine Form von Weltverweigerung, subtil wie ein Vorschlaghammer, charmant wie ein Kettenraucher beim Kindergeburtstag. Männer wie Wolfgang verstehen sich nicht als Problem, sondern als Lösung – was ironisch ist, denn sie lösen meist nur sich selbst – in Gesprächen, in Strahlen, in ungefragten Anekdoten über Dinge, die niemand hören will. Meistens beginnt es mit „Also ich sag ja immer...“ – und endet mit dem Bedürfnis, sich die Ohren mit Schnellzement zu vergießen.

Dabei geht es längst nicht mehr nur ums Pinkeln – es geht längst ums Prinzip. Um eine Generation, die gelernt hat, dass Männlichkeit ein Lautstärkewettbewerb und dass Empathie was für „die Weicheier“ und dass alles, was sie nicht versteht, entweder „nicht normal“ oder „linksgrünversifft“

ist. Eine Generation, die glaubt, ein echter Mann sei jemand, der sein Fleisch blutig isst, seine Meinung hart bleiben muss und sein Auto lauter als sein Hirn hat.

Und doch – man kann ihnen nicht einmal wirklich böse sein. Weil diese Spezies Mann so in sich tragisch ist, so verloren in ihrer kleinen Welt aus Metaphern und Mettwurst, aus Reißverschlüssen und Ressentiments, aus Schublade über Schublade – weil sie im Grunde einfach nur das tun, was ihnen niemand je ausgetrieben hat: einfach laufen lassen.

Wolfgang fährt weiter. Er trinkt sein Bier – „alkoholfrei, aber nur weil Rita meckert“ – und greift sich demonstrativ in den Schritt, weil irgendwo in ihm noch ein Funke Aufbegehren glimmt, gegen eine Welt, die ihm längst davongefahren ist. Und irgendwo auf Kilometer 351 wird er wieder anhalten. Selbes Ritual: wieder pinkeln, wieder markieren.

Denn Wolfgang ist kein Mann wie jeder andere. Er ist ein Mann, der über Leitplanken pinkelt.

## Minsche, die övver de Leetplank pinkele

Et jitt Saache, die do siehs un direkt weiß: He hört de Zivilisazjon op – he fängt et Riek vum kleene Mann met de jroße Blas an. En Plätzche, wo de Evolution sich e Päusje jönnt, wo de Etikett sich fottmäht un dat Jadebunne vun dä Gesellschaft op halver Stroß zwesche Raschplaz un Rasthof ensakkt wie e jekochte Wörschje, wat mer zo lang em Pott jeloss hät.

Wiggekumme bei dä Minsche, die övver Leetplanke pinkele.

Uns Jeschicht fängt – wie könnt et anders sin – op dä AotoBahn aan. Kilometer 217 vun dä A3, zwesche dä Raschplaz „Im Eeschewaald“ un dä Aaffahrt, die kein Navi kennt, weil et die ejentlich jarnich jitt. Do steiht he, uns Held: dä Wolfgang. Fuffzich, un e paar Jährcher drövvver, de Wamb vum Bierspaß un de Kapp met 'ner Käpp vonner Pilsmarke. En Haltungs wie e Mann, dä nie jelernt hät, wo Privaaatsphär ophört un Öffentlichkeit aanfängt.

Dä Wolfgang pinkelt nit einfach – dä zellebriert dat. He klettert ussem Aoto wie e Nilpäd op nasse Parkett, dreht sich zur Böschung, holt tief Luff un stemmt sich met enem Knorre övver de Leetplank. E Sekündche Still – un dann dat Jäusch, dat för Deutschland fast esu wichtig es wie de Bundesadler: dä Pinkelstrahl vum freie Mann, dä sich met Wucht un Wonne en et Jebösch ergießt, als wollt he die janze Welt met singe Mannlichkeit bedöne.

Un et Beschte: Dä Wolfgang es nit allein. Nee, singe Brüder em Jeiste sinn övverall. Op jedem Raschplaz, an jedem Feldwääch, bei jeder Kirmes-Umleitung. Se kumme en Rudele, han Funktionsjacke aan un dat Selbstbewossei von enem Abteilungsleeder, dä mein, singe Meinung övver Thermomix-Rezepte wärne weltpolitisch.

Woröm maache die dat? Die Antwort es einfach un jleichzick traurig: Weil se künne. Weil se dürfe. Weil se dat immer schon dürfe. Männer han en komische Beziehung zu Regele: Se baue ganze Systeme drop op – un jleichzick meinse, e kleines Lüftche an de Lend es Jronnd jenooch, alles drop ze pfeife.

Et es wie dä letzte Tempel der Autonomie, dä männliche Harntrakt – e Bollwerk jegen alles, wat Empathie heet. Während de Mädcher sich beschämme met Deckche en de Bösch verkrieje – halver Yoga, halver Panik – steiht dä Mann wie ne Keesbaum, de Welt im Blick, de Wurscht em Wind.

Wolfgang es einer vun denne. Un he weiß, wat sich jieht – zumindest en singe Welt. En dä Welt, wo Motoröl wie Parfüm richt un Toast Hawaii e jastronomisches Highlight es. Wo mer stolz drop es, noch nie e Booch jesele zo han, aber jede Szene us „Eis am Stiel“ zitieren kann. För solche wie dä Wolfgang es dat Pinkel övver de Leetplank nit nur en Notfall – dat es e Ritual. E stiller Protest, esu still wie e Kärcher em Kies.

Klar, mer könnt säje: Jo, isch doch harmlos – e betzje Urin he, e Büschche do. Die Natur hät Schlimmeres jesehn. Awwer, wenn mer ens jesehn hät, wie dä Wolfgang met Triumph singe

Reißverschluss zuzieht – met däm Blick wie ne Jäger, dä jraad en Wild jebützt hät – dann weiß mer: He jeiht öm mehr. He jeiht öm e Weltbild. E Weltbild met Kantinekaffee, Truckerromantik un fünfmal „Wetten, dass...?“ – us'm Videorekorder, versteht sich.

Et sinn die selve Minsche, die an dä 'Tanke dröm diskutieren, ob se för 40 Cent mieh jet Latte brauchen, wenn et och e „normaler Kaffee“ deit – heiß, bitter, ohne Klimbim, wie ihre Meinung. Selve, die säje, dat „Gendern“ de Sprach versaut, aber „vong“ schrieve, als hätt se noch nie e Schull vun binnen jesehn. Un die, die stolz säje: „Mir sagt keiner, wie ich zo levve han!“ – un dann alles noh dä Vorschrift vun Aoto-Tests un Facebook-Gruppen maache.

Un wat is met Rita? Jo, dä Wolfgang hät 'ne Frau. Se heeß Rita, drägt Fleece in Aubergin un hät längst resigniert. Se weiß: Dä pinkelt nit – dä markiert. Nit, weil er moss – sondern, weil et Prinzip es. Un se weiß och: Diskussionen sin wie en Bonsai im Winter – da kütt nix mieh bei erus.

Während dä Wolfgang sich met Mühe övver de Leetplank zurückwuchtet, dabei fast hänge bliev (met däm Elan von enem Walross op de Flucht), weiß mer: Dä Mann hät sich de Welt so jerechtjefummelt, dat se zu ihm passt. Un wenn nit – dann pinkelt er se sich passend.

Et es e Form vun Weltverweigerung – fein wie e Vorschlaghammer, charmant wie e Kettenraucher op enem Kindergeburtstag. Männer wie dä Wolfgang seh sich nit als Problem, sondern als Lösung – auch wenn se meistens nur sich selbst losse – en Gespräche, en Strahle, en verzelleche Anekdotche, die keiner jern hört. Et fängt immer met „Also ich sach ja immer...“ aan – un endet met dä Drang, sich de Oore met Beton zo zustoppe.

Un et jeiht längs nit mieh nur öm dat Pinkele – et jeiht öm et Prinzip. Enne Jeneration, die meint, Mannsein wär e Lautstärkewettbewerb. Empathie es för „Weicheier“, un alles, wat se nit verstonn, es entweder „nicht normal“ oder „linksgrön versifft“. Männer, die met stolz verkünde: Echte Kerle esse ihr Fleisch blutig, ihre Meinung hart un ihr Aoto laut wie ne Dombläser.

Un trotzdem – mer kann se nit böse sin. Weil die Spezies Mann, wie dä Wolfgang, es tragisch. Verloren en d'r Welt aus Mettwurst un Metaphern, aus Ressentiments un Reißverschlüssen. Se maache einfach nur, wat ihne keiner jemols usgetrieve hät: laufe losse.

Dä Wolfgang fährt widder wigger. Trinkt sing alkoholfreies Bier – „aber nur, weil de Rita sonsta mekert“ – un jreift sich demonstrativ in de Schritt. Irjendwo in ihm jlimmt noch e Funke Widerstand jen die Welt, die ihm längst fottjetrachet es. Un bei Kilometer 351 hält he widder aan. Selvs Ritual. Widder pinkele. Widder markiere.

Weil dä Wolfgang es keiner wie jeder andere. Dä es en Mann, dä övver Leetplanke pinkelt.

## Turning Point

Realistisch betrachtet müsste man davon ausgehen, dass ich eine klassische Managerlaufbahn mitsamt Wirtschaftsstudium und möglicherweise Beratung hinter mir habe, da das echte Leben mich heute genau in diese Situation geführt hat. Der Schlenker über die Literatur und ein ganzes Studium in diesem Bereich waren weder intendiert noch absehbar, geschweige denn in irgendeiner Weise vorgeplant.

Mein Turning Point kam im Krankenhaus, als ich nach einer Dusche und der Zentrierung des Blutes ins Innere des Körpers den Satz eines Arztes im Nebel meines Bewusstseins vernahm, dass es recht früh für einen Herzinfarkt sei. Damals war ich vierundzwanzig und hatte einen anderen Plan, eine andere Vorstellung vom Leben und sortierte die Optionen, möglichst schnell möglichst viel Geld zu machen. Dass dieses Verständnis der Welt so abrupt im Krankenhaus endete und ob der Arzt diesen Satz so stark betont oder überhaupt ausgesprochen hatte, erscheint aus der heutigen Perspektive völlig nebensächlich – für mich ist dieser Moment zur Wahrheit geworden.

Die Bekanntgabe, dass ich das Volkswirtschaftsstudium schmeißen würde, war natürlich ein Schock für alle Beteiligten meines Lebens, aber vor allem für meine Eltern, die sich nach kurzem Schütteln auf meinen neuen Plan einließen, dass ich Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaften studieren wollte – vielleicht war es auch die Hoffnung, dass das schnell wieder endet. Ich denke, wir sprachen nie so richtig über diese Entscheidung, was im Nachhinein zu einem Fehler erklärt werden könnte, doch aus der heutigen Position mag das vermessen sein.

Doch wie kam es zu dieser Entscheidung? Diese Frage beantworte ich damit, dass ich desillusioniert über die Erkenntnisse der Wirtschaftswissenschaften und deren Abbildung in der Realität war, doch vielleicht ist das nur eine Phantasie, eine Überdehnung von Gründen, die ich brauchte, um die Entscheidung für mich selbst zu rechtfertigen.

Was es aber beinhaltet, ist die Tatsache, dass ich mich immer für menschliches Verhalten in unterschiedlichen Situationen interessiert habe, und mit den ersten Kursen, die bewusst Goethe, Shakespeare und die Natur des Menschen waren, schien der Ton für das Studium gesetzt, und daraus erwuchs der intrinsische Wunsch, mehr darüber zu erfahren und es auch aufzuschreiben.

Die Entscheidung, selbst Texte zu verfassen, kam bereits im ersten Semester, und anders als bei vielen KommilitonInnen hatte ich keine Lyrik oder Slams verfasst, sondern bewegte mich direkt in der Dramatik. In der Dramatik sind alle Facetten der menschlichen Natur konzipier- und darstellbar; es ist ein Ausprobierbecken für Konzepte und Situationen, für Erkenntnisse und Experimente – ohne einen möglichen Impact aufs echte Leben, wenn man es nicht möchte.

Um jedoch zu diesem turning point zurückzukehren: Die Frage muss gestellt werden, ob die Erkrankung am Ende nur das Vehikel oder das Ventil war, um diesen Switch zu machen, und ob

es am Ende völlig egal war, welches Studium ich auswählte – Hauptsache, es war ein humanistisches. Diese Frage habe ich lange nicht zugelassen, denn so positiv dieser turning point im Nachhinein war, so schamvoll war die Zeit des Wechsels – schamvoll in dem Sinne, dass aus einer coolen Karriere ein Risiko wurde, das mit harter Arbeit und viel Fleiß bekämpft werden musste, mit anfänglich stumpfen Waffen, die jedoch immer schärfer wurden.

Warum ist also dieser turning point so speziell für mich? Weil er – und es missfällt mir, anzudeuten, dass es mir vorher nicht in weiten Teilen gut ging, das hat es! –, weil dieser Moment als Umkehr vom bisherigen Weg der Moment war, dem die Möglichkeit inne lag, zu dem zu werden, der ich heute bin: ein sehr glücklicher Mensch – oder präziser: ein Mensch, der sehr viel Glück verspüren durfte.

## In der Ferne – so nah

Je nach Perspektive war das Ziel meiner Begierde in weiter Ferne oder wie durch ein Brennglas herangezogen, so nahe, dass ich es fast anfassen konnte.

Je nach Perspektive war derjenige, den ich beobachtete, ein winziger Punkt oder näher und größer als meine eigene Hand, die ich mir vor die Augen hielt.

Je nach Perspektive hatte ich das Gefühl, als könnte ich diese Person treffen und ihr beinahe die Hand schütteln, während sie auf anderem Wege unerreichbar schien.

Je nach Perspektive mochte sich keine emotionale Reaktion bei mir regen, doch wenn ich von Angesicht zu Angesicht in die Augen des Ziels schaute, empfand ich mehr, als ich es für gut befand.

Je nach Perspektive erschienen die Möglichkeiten, das Ziel zu treffen, im umgekehrten Maße gleich hoch – einmal konnte man das Gefühl bekommen, kaum daneben zu treffen, und dann wiederum musste alles Glück der Welt zusammenpassen, um aus der anderen Lage auch nur in die Nähe zu kommen.

Je nach Perspektive konnte Leichtsinn das Handeln bestimmen, während die Verkrampfung alles andere als unwahrscheinlich erschien, wenn es auf die Distanz ging.

Je nach Perspektive erschien es mir, dass ich meine Patrone aus dem Gewehrlauf auf eine völlig andere Zielperson abfeuern würde als jene Zielpersonen, die ich durch das Fernrohr sah.

Je nach Perspektive verstand ich schneller oder langsamer, doch ich war immer absolut sicher, dass ich die Person ausgeschaltet hatte.

## Streicheleinheit

Ich gehe über eine Wiese, deren Gras sehr hoch steht, so hoch, dass ich mit meinen Fingern, ohne mich bücken zu müssen, über die Blüten und Gräser streichen kann, die eine solche Sanftheit vermitteln, dass es in mir ein großes Wohlgefühl verursacht und mich ruhig und sanft stimmt. Ich spüre die Sanftmut, wie er meinen Geist beruhigt, jenen Geist, der zuvor noch in starker Wallung gewesen war, von dem großen, unumkehrbaren Ereignis beeindruckt, dieses weltverändernde, für mich. Ich bleibe inmitten der Wiese stehen und schaue mich langsam und bedächtig, aber stets aufmerksam nach allen Seiten um, merke, wie ich inmitten eines riesig anmutenden Ozeans an Gräsern und Blumen stehe, und gleißend scheint die Sonne vom Himmel hinab, jener Himmel, dessen gefühlte Unendlichkeit mich immer zu neuen Taten und Abenteuern angestiftet hat. Ist die Seele nicht ebenfalls von einer Unendlichkeit, da sie keiner physischen Grenze unterliegt, anders als der Körper, dessen Grenzen so immanent weltlich sind, dass die große Freiheit nur selten zu spüren ist? Ich schaue zurück auf das Blumenmeer, das sich mit den vielen Gräsern unterschiedlicher Natur mischt, und bestaune das Wunderwerk, das sich vor mir – und auch in mir – ausbreitet, durch die Berührung mit meiner Haut, durch das Erleben, mein Empfinden. Ich komme zurück auf mein eindringliches Erleben der Pflanzen mittels meiner Fingerspitzen und erlebe sie erneut, intensiv und meinen Geist beruhigend. Ich gehe weiter, schaue nach vorne, suche nach einem Ende der Wiesenlandschaft, und auch wenn ich nicht möchte, dass dieses Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit irgendwann mal endet, schleicht sich der Gedanke in meinen Kopf, dass dieser Ort vielleicht gar nicht real ist, die Berührungen erdacht und die Ruhe erträumt ist, die Leichtigkeit nur ein Trugschluss. Mit diesem Gedanken wird es heller, zunächst langsam, dann immer schneller, und ich versuche, die Ursache dafür herauszufinden, doch es will mir nicht gelingen, als es mir wie Schuppen von den Augen fällt und jener Gedanke des Verstehens zugleich auch mein allerletzter ist.

## Das Rätsel

Seit Wochen schaute ich auf dieselben Fotos der beiden Leichen, suchte nach Antworten, ein Zeichen, etwas, das bisher nicht zu mir sprechen wollte. Als es mir wie Schuppen von den Augen fiel, spürte ich den inneren Kampf zwischen Euphorie und Vorwürfen, doch ich schüttelte mich, aktivierte die ganze Einheit – wir zogen aus, stürmten das Haus des Verdächtigen, ließen ihn den Frust der letzten Zeit spüren, nur um uns wenige Stunden später in aller Form zu entschuldigen. Und wieder einmal stand ich vor den Bildern und hasste meinen Fall und irgendwie auch die Welt.

## Prämienkinder

Es war, wie so oft in den letzten Jahren, kein Zufall, dass die Zeitungen – diese von den meisten längst nur noch aus Gewohnheit oder für die Beilagen mit den Rabattcodes gekauften, raschelnden Überbleibsel einer Ära, in der man glaubte, Meinungen seien etwas, das man sich selbst erarbeite – wieder einmal auf der Titelseite mit jenem Programm warben, das man einst beschönigend als „Familienunterstützungsmaßnahme“ bezeichnet hatte, bevor die Marketingabteilung des Ministeriums, offenbar von einer besonders sarkastischen Person geführt, den Mut fand, das Ding ehrlich „Projekt Rückgabe“ zu nennen, ein Name, der in seiner lakonischen Offenheit den ganzen moralischen Abgrund einer Gesellschaft entlarvte, die zwar bereit war, ihre Bevölkerung mit finanziellen Anreizen zum Kinderkriegen zu motivieren, aber ebenso bereit schien, ihnen später eine elegante Ausstiegsoption zu verkaufen, sobald das kleine Wunder, das man neun Monate lang stolz in den sozialen Medien präsentiert hatte, begann, sein wahres Wesen als biochemischer Terrorist im Strampler zu entfalten.

Die Regeln waren einfach, fast schon entwaffnend simpel: Wer ein Kind bekam, erhielt eine Prämie – nicht wenig, wohlgemerkt – und je nach Durchhaltevermögen konnte man weitere Zahlungen abgreifen, wobei die Auszahlungen nach einem Jahr, drei Jahren oder fünf Jahren erfolgten, eine Staffelung, die auf den ersten Blick nach Flexibilität und Fairness aussah, in Wahrheit aber nichts weiter war als die raffinierte Anwendung statistischer Erhebungen darüber, wann der durchschnittliche Erwachsene seine Nerven endgültig verlor, weshalb die Dreijahresmarke zum populärsten Ausstiegspunkt wurde, denn bis dahin hatte man das Wesen einigermaßen sozialisiert, ohne dass es schon zu viel wusste, um im Rahmen einer eventuellen späteren Anhörung peinliche Wahrheiten über den häuslichen Alltag auszuplaudern – ganz im Gegensatz zu den Fünfjährigen, die zwar die höchste Prämie einbrachten, aber eben auch in der Lage waren, vor einem Tribunal detaillierte Berichte über die Trinkgewohnheiten, Schimpfwörter und Erziehungspraktiken ihrer Erzeuger abzugeben, was wiederum unangenehme Konsequenzen nach sich ziehen konnte, die in manchen Fällen sogar den finanziellen Gewinn zunichtemachten.

Natürlich gab es die offizielle Rückgabe über das Ministerium, geregelt, mit Formularen, Wartezeiten und der Pflicht, den Nachwuchs persönlich zu übergeben, versehen mit einem letzten, symbolischen Kuss auf die Stirn – eine Geste, die vor allem für die Fotografen der Boulevardpresse inszeniert wurde, um der Öffentlichkeit zu zeigen, dass hier keine kaltherzigen Monster ihre Brut abwarfen, sondern tapfere, verantwortungsbewusste Bürger, die schweren Herzens einsehen mussten, dass sie der Aufgabe nicht gewachsen waren – doch parallel dazu hatte sich ein zweiter, inoffizieller Weg etabliert, der in seiner Nonchalance und Grausamkeit nur in einer Welt denkbar war, in der der öffentliche Raum längst zur Bühne einer permanenten Casting-Show geworden war:

Eltern, die ihre Kinder einfach irgendwo stehen ließen, vorzugsweise in anonymen Ballungszentren, auf Bahnhöfen, in Einkaufszentren oder – besonders beliebt – vor dem Eingang zu einem der überfüllten Jugendämter, in der wohlbegründeten Hoffnung, dass die völlig überlasteten Behörden keine Ressourcen hatten, um die obligatorische, genetische Rückverfolgung durchzuführen, zumal die Datenbanken aufgrund von Budgetkürzungen ohnehin seit Jahren nicht mehr zuverlässig funktionierten, was zur Folge hatte, dass etliche dieser kleinen Findlinge entweder in der Bürokratie versickerten oder von wohlmeinenden, aber naiv-optimistischen Privatpersonen aufgenommen wurden, die glaubten, eine „zweite Chance“ zu schenken, bis sie merkten, dass der Grund für die ursprüngliche Abgabe nicht immer im Übermut der Eltern, sondern manchmal schlicht im erwachenden Sadismus des Kindes lag.

Es war ein offenes Geheimnis, dass die Dreijahresvariante deshalb so beliebt war, weil sie die perfekte Kombination aus maximaler Auszahlung und minimalem Risiko darstellte – bis zu diesem Alter war der Nachwuchs zwar anstrengend, aber noch zu jung, um Erinnerungen in einer Form zu speichern, die vor Gericht Bestand hatte, während er gleichzeitig alt genug war, um mit einer gewissen Selbstverständlichkeit an fremden Händen mitzugehen, ohne lästige Fragen zu stellen, was den Rückgabeprozess erheblich erleichterte; und wer es geschickt anstellte, konnte diesen Zyklus mehrmals durchlaufen, ein Kind nach drei Jahren abgeben, das nächste in Auftrag geben und so weiter, was für einige clevere Paare, die weder moralische Skrupel noch eine emotionale Bindung an ihre Gene hatten, zu einer Art lukrativer Nebenbeschäftigung wurde – die Boulevardpresse nannte sie spöttisch „Geburtsunternehmer“, während ihre Verteidiger darauf hinwiesen, dass sie lediglich das System nutzten, das ihnen angeboten wurde, und damit nur konsequent handelten.

Man erzählte sich, dass die ursprüngliche Idee für dieses Programm in einem Thinktank geboren wurde, der einst damit beauftragt war, den dramatischen Geburtenrückgang zu stoppen, und dass der entscheidende Vorschlag in einem dieser brainstormingartigen Sitzungen fiel, in denen Menschen mit teuren Brillen und modischen Sneakern auf Designstühlen hockten und sich gegenseitig Begriffe wie „Flexibilität“, „individuelle Lebensrealitäten“ und „Elternentlastung“ zuwarfen, bis einer – vermutlich halb im Scherz – die Rückgabeoption ins Spiel brachte, woraufhin die Runde für einige Sekunden in Schweigen verfiel, dann in kollektives Lachen ausbrach, nur um wenige Wochen später festzustellen, dass die Idee tatsächlich politisch vermittelbar war, wenn man sie geschickt in wohlklingende Worte kleidete; schließlich sei es doch besser, ein Kind an den Staat zurückzugeben, als es in einer überforderten Familie verkommen zu lassen – ein Argument, das so zynisch wie unerschütterlich war, wenn man davon absah, dass die Zustände in den staatlichen Einrichtungen kaum besser waren, aber das war ein Detail, das sich in den Hochglanzbroschüren gut verschweigen ließ.

Natürlich fanden sich auch Kritiker, die das Programm als „staatlich geförderte Kindesentsorgung“ bezeichneten und mit moralischer Entrüstung auf die Menschenwürde pochten, doch diese Stimmen verhallten ungehört, nicht zuletzt, weil dieselben Kritiker oft selbst keine Kinder hatten und deshalb in den Augen der Öffentlichkeit jede Glaubwürdigkeit verloren – man hörte nun einmal lieber auf jene, die in Talkshows mit tränenfeuchten Augen berichteten, wie schwer ihnen der Abschied gefallen sei, während sie gleichzeitig diskret den Kontoauszug mit der Überweisung der Rückgabepremie in der Handtasche verstauten.

Der bittere Witz an der Sache war, dass die Maßnahme tatsächlich funktionierte: Die Geburtenrate stieg, zumindest statistisch, und die Regierung feierte dies als Erfolg, ungeachtet der Tatsache, dass ein erheblicher Teil dieser Kinder den vierten Geburtstag nicht im Elternhaus verbrachte; aber in einer Welt, in der Zahlen mehr Gewicht hatten als Menschen, war das ohnehin nebensächlich, Hauptsache, die Kurve zeigte nach oben, und wenn dafür ein paar Dreijährige vor dem örtlichen Einkaufszentrum vergessen wurden – nun ja, Kollateralschäden hatte es schließlich immer schon gegeben, wenn Behörden sich ihrem Regelungswahn sklavisch unterwarfen.

So entwickelte sich das „Projekt Rückgabe“ zu einem festen Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens, ein Ritual, das mit einer Mischung aus verlogener Rührung und pragmatischer Gleichgültigkeit zelebriert wurde, als gehöre es längst zu den normalen Lebenszyklen wie Schulabschluss, Heirat oder Scheidung – und vielleicht, dachte manch einer im Stillen, war es genau das: ein Beweis dafür, dass Fortschritt manchmal nicht darin besteht, Probleme zu lösen, sondern darin, sie so effizient wie möglich zu entsorgen.

## Liebes-Eis

Wir saßen eines sonnigen Nachmittags in der Eisdiele um die Ecke und schauten uns verliebt in die Augen, während wir auf unsere Bestellung warteten. Da ich ein großer Freund von Traditionen war, hatte ich mir ein Spaghettieis bestellt, wie ich es als Kind so häufig in dieser Eisdiele getan hatte.

Meine Freundin hingegen stand auf unterschiedliche Sorten, sodass sie sich einen Becher mit verschiedenen Kugeln ausgesucht hatte.

Es war unser erster Besuch in der Eisdiele, da wir erst seit einigen Wochen zusammen waren und unsere Liebe noch recht frisch war, doch ich hatte das Gefühl, dass die Beziehung mit ihr substantieller als jene zuvor sein könnte.

Was mich besonders an ihr faszinierte, war die Feinfühligkeit, mit der sie durch das Leben ging und scheinbar jedem eine Hilfe sein konnte – insbesondere bei Themen, wo ein offenes Ohr eine Wohltat war.

Auch mir hatte sie bereits mehrfach geholfen, indem sie einfach nur zuhörte und versuchte, mir klarzumachen, was ich wirklich über die Angelegenheiten dachte.

Noch kurz bevor wir zur Eisdiele fuhren, hatten wir über ein Thema diskutiert, das ich seit Monaten auf der Arbeit mit mir herumtrug – und nach nur wenigen Worten ihrerseits hatte ich das Gefühl, einen völlig ausgereiften Plan im Kopf zu haben, der mir helfen würde, die Unstimmigkeiten mit meinem Vorgesetzten in den nächsten Tagen anzugehen.

Während ich darüber nachdachte, wie ich das Gespräch mit meinem Vorgesetzten einleiten wollte, beobachtete ich sie und spürte eine Vertrautheit, die ich seit meinen Kindertagen nicht mehr hatte. Ich fragte mich, wie die Typen vor mir diesen Schatz hatten gehen lassen können, und ich merkte, wie sehr ich mich in sie verliebt hatte.

Als das Eis kam und auf unserem Tisch serviert wurde, erkannte ich mal wieder, wie sehr mich die Formschönheit des Spaghettieises an meine Kindheit und Jugend erinnerte, und wie immer war der erste Löffel Vanilleeis mit Erdbeersöße eine Offenbarung für die Sinne.

Auch meine Freundin genoss den ersten Löffel ihres Zitroneneises – etwas, das ich mir nie bestellen würde, und als sie es mir zum Probieren anbot, lehnte ich dankend und lächelnd ab.

„Weißt du eigentlich“, sagte sie in einem verträumten Moment, „dass die Liebe wie Eis ist?“

Ich wunderte mich nicht wenig über diese Aussage, denn Eis verband ich nicht mit dem wärmenden Gefühl der Liebe, sondern eher mit einer emotionalen Abkühlung.

„Wenn du jetzt glaubst, dass ich auf den naheliegenden Kitsch des Dahinschmelzens oder des Zuckersüßen abziele, dann weit gefehlt! Eis ist für mich in seinen veränderlichen Formen – fest, halbgefroren, geschmolzen und flüssig – immer ein Träger verschiedener Energie- und

Aggregatzustände. Auch die Liebe verändert sich über die Zeit und beide Liebenden müssen bereit sein, Energie mit der Liebe auszutauschen, wie die Eiskugeln ihre Energie mit der Luft austauschen.“

Ich dachte eine Weile über ihre Bilder nach, die sie in meinen Kopf gepflanzt hatte, und ertappte mich dabei, wie ich mir vorstellte, wie die neu erwachsene Liebe zwischen uns beiden zu einer Eiskugel geformt aussehen würde, und sie schien meinen Gedanken folgen zu können, denn sie antwortete: „Liebe fragt nicht – Liebe ist! Und wie Eis jegliche Form annehmen und verändern kann, so sollten wir uns die Liebe nicht in einer Form vollendet vorstellen, sondern als energetischer Aggregatzustand, der es hoffentlich wert ist, dass man ihn mit frischer Energie füttert.“

Ich musste zugeben, dass mich ihre Rede und Darstellung der Liebe sehr berührten, ohne jedoch eine Antwort darauf zu finden, ob ich es ähnlich sehen konnte, doch mit jedem Löffel Spaghettieis vermehrte sich das Glück, das ich in meinem Inneren fühlte.

## Zu spät, um romantisch zu sein

Es war dieser eine Tag im Juni, der sich zu früh zu heiß anfühlte, als hätte sich der Sommer bereits am Vormittag über alle Vereinbarungen hinweggesetzt und beschlossen, die Welt in ein flirrendes, schwitzendes Durcheinander zu tauchen, und er – nennen wir ihn Finn, weil er immer aussah, als würde er gleich irgendwohin verschwinden, über eine Grenze, in ein anderes Land, das er selbst erfunden hatte – hatte sich so viele Pläne gemacht, so viele Varianten des großen Moments im Kopf herumgeschoben, verdreht, verworfen, gefeilt und verfeinert, bis sie ihm alle lächerlich erschienen, weil nichts, absolut gar nichts, gegen dieses Lächeln bestehen konnte, das sie ihm schenkte, wenn sie ihm gegenüber saß, mit den Füßen auf dem Stuhl, als wäre das Leben kein Auftritt, sondern ein improvisierter Spaziergang durch einen noch unvollendeten Roman.

Er hatte morgens mit einem Frühstück am Fluss begonnen, wo die Boote wie gemalte Träume lagen, auf die niemand wartete, mit frischen Croissants, die er um sechs geholt hatte, während sie noch schlief, mit Erdbeeren, die er ihr mundgerecht geschnitten hatte, aber er brachte den Satz nicht über die Lippen, nicht einmal den Anfang, weil sie so gähnte, dass es ihn aus dem Takt brachte, so wunderschön gähnte, dass er das Gefühl hatte, dieser Moment gehöre ihr, ganz ihr, und dass es anmaßend wäre, ihn mit einer Frage zu füllen, die alles verändern würde.

Dann das Museum, das er ausgesucht hatte, weil sie dort einmal, Monate zuvor, einen dieser weichen, unauffälligen Sätze gesagt hatte – „Ich mag es, wenn die Dinge nicht schreien, sondern zur mir flüstern“ –, und er wusste, dass sie den Raum mit den stillen, fast farblosen Bildern lieben würde, in denen das Licht wie eine Ahnung saß, wie eine Hoffnung, die sich nicht aufdrängt, und er hatte geplant, dort, vor dem Bild mit dem einsamen Baum im Nebel, auf die Knie zu gehen, aber dann stellte sie sich so lange, so unbeweglich, so nachdenklich vor eben jenes Bild, dass er spürte, wie unangebracht es wäre, sie jetzt zu stören, und so lächelte er nur, nahm ihre Hand und dachte: nachher, nachher, ich mache es nachher, beim Kaffee, in diesem kleinen Lokal mit dem schlechten Service und den wackligen Tischen, das sie liebt, weil sie dort einmal mit der Besitzerin geweint hatte, ohne zu wissen, warum.

Doch auch dort brachte er es nicht über sich, obwohl er den Ring in der Hosentasche fühlte wie eine zweite, geheime Haut, obwohl die Sonne durch das Fensterglas fiel wie eine Prophezeiung und sie so unendlich schön war mit den Kaffeeflecken auf der Bluse, den ungekämmten Haaren, die sie sich mit einer halb zerbrochenen Haarklammer zurücksteckte, mit diesem Blick, der ihn durchleuchtete wie ein Sternenstaubscanner aus einer besseren Zukunft, und als er endlich den Mund öffnete, da kam nur ein verlegener, bedeutungsloser Satz heraus – „Hast du noch Lust, nachher zu den Gleisen zu gehen?“ –, und sie sah ihn an, lange, prüfend, zärtlich, als wüsste sie längst, was er trug, was er dachte, was er wollte, aber noch nicht konnte.

So ging der Tag weiter, von Moment zu Moment taumelnd, von Möglichkeit zu Möglichkeit stolpernd, und jeder Augenblick, der ihm als Gelegenheit erschien, verwandelte sich beim Näherkommen in einen Nebel, in dem seine Worte verschwanden und seine Zunge sich anfühlte wie ein Stück Holz, das zu viel geschwiegen hatte, und am späten Nachmittag, als sie auf der alten Eisenbahnbrücke standen und er dachte, wenn nicht jetzt, wann dann, da fuhr ein Güterzug vorbei, lärmend, ratternd, eine Kette aus rostigem Stahl, die jeden Versuch übertönte, jeden Anlauf zermalmt wie ein Insekt auf den Gleisen.

Als der Abend kam, ein früher, sommerlich warmer, von flirrendem Violett durchränkter Abend, der sich auf die Dächer legte wie ein geheimer Code aus einer vergessenen Sprache, standen sie auf dem Balkon, und sie hatte sich einen Schal umgelegt, obwohl es warm war, und trank Rotwein aus der Flasche, direkt, mit diesem leicht herausfordernden Blick, der sagte: Ich bin nicht zum Warten gemacht, und er wusste, dass dies der letzte Moment war, der ihm bleiben würde, bevor der Tag sich abschloss wie ein Roman mit offenem Ende – aber er sagte nichts, gar nichts, und starrte nur auf den Himmel, in dem ein einzelner Vogel kreiste wie eine Idee, die man nie aufgeschrieben hatte. Und plötzlich – weil sie ihn kannte, besser als er sich selbst, weil sie nicht aus Porzellan war, sondern aus Sternenstaub und Widerspruch, aus Zärtlichkeit und Trotz –, da stellte sie sich vor ihn, nahm ihm das Glas aus der Hand, stellte es auf die Balkonbrüstung, blickte ihn an, lange, bohrend, als würde sie tief unter seine Haut greifen, und sagte, ohne ein Lächeln, ohne Pathos, aber mit einer Klarheit, die ihn atemlos machte: „Sag mal, willst du mich eigentlich heiraten, oder wartest du, bis wir alt und zahnlos sind und ich dich auf dem Friedhof immer noch nicht meinen Mann nennen kann?“

Finn – erschrocken, erlöst, aber vor allem überwältigt – nickte nur, dann lachte er, dann küsste er sie, dann weinte er ein wenig, und irgendwo, tief in seiner Hosentasche, war der Ring endlich frei, um auf ihren Finger zu gleiten, sanft und ohne Reue.

## Verbotene Nähe

Es gab Tage, an denen Mike sich selbst beneidete – oder besser: ein Bild von sich beneidete, das andere in ihn hineinlasen, wenn sie ihm zunickten auf der Straße, in den Konferenzräumen, auf den Kindergeburtstagen, die sich alle wie Variationen derselben Melodie anfühlten, süßlich und schwer zugleich; er war der Mann, der alles richtig gemacht hatte, zumindest nach außen hin, mit Maria an seiner Seite, die einen Körper besaß, der unverschämt mühelos Begehrlichkeiten weckte, mit zwei Kindern, die einem Bilderbuch hätten entspringen können, und einem Eigenheim, das so sehr nach Sicherheit roch, dass selbst seine Träume sich darin nicht mehr verliefen, sondern sich brav einreichten in die Ordnung der Dinge, in den Alltag, der aus Routinen bestand, so fein verwoben und festgezurret, dass jeder Ausbruch daraus undenkbar erschien.

Die Morgende begannen immer gleich: das leise Rauschen der Kaffeemaschine, das Klappern der Müslischalen, das monotone Gespräch über Termine, Wetter, die Schule der Kinder – kleine Bausteine eines Lebens, das so perfekt funktionierte, dass es manchmal fast unheimlich war. Mike, der in seiner Firma inzwischen eine leitende Position eingenommen hatte, pendelte jeden Tag aus dem gepflegten Vorort in die pulsierende Stadt, und jedes Mal, wenn er in die gläsernen Bürotürme eintrat, spürte er diesen kurzen Stich: den Kontrast zwischen dem Leben, das er lebte, und dem, das vielleicht irgendwo anders auf ihn wartete.

Maria war die perfekte Partnerin für dieses Leben: organisiert, gutaussehend, stets beherrscht, eine Mutter, die von anderen Müttern beneidet wurde, eine Frau, die es verstand, die Balance zwischen familiärer Nähe und kühler Distanz zu halten. Ihre Beziehung war solide, geradezu beispielhaft – doch unter der Oberfläche lauerte etwas, das Mike nicht benennen konnte, eine Unruhe, ein leises Gären, das sich in stillen Nächten bemerkbar machte, wenn er neben ihr lag und in die Dunkelheit starrte.

Lena, die Schwester, war immer Teil dieses Bildes gewesen, aber eher wie ein Nebencharakter, eine Statistin, die bei Familienfesten auftauchte, höflich lächelte, ein wenig zu viel Wein trank und dann wieder verschwand. Sie wohnte in einer kleinen Wohnung am Rand der Stadt, arbeitete in einem mittelständischen Betrieb, nichts Glänzendes, nichts Spektakuläres. Und doch hatte Mike in letzter Zeit bemerkt, dass ihr Blick sich verändert hatte – ein suchendes, fast sehnsüchtiges Schimmern lag darin, das er nicht einordnen wollte.

Als sie ihn anrief, an diesem unscheinbaren Samstagnachmittag, und ihn bat, sich den tropfenden Wasserhahn anzusehen, war es ein kleines Ereignis in einem ansonsten ereignislosen Tag, aber es hatte etwas an sich, das ihn sofort alarmierte, ohne dass er es sich eingestehen wollte.

Er fuhr zu ihr, das Navigationsgerät brauchte er nicht mehr, er kannte den Weg. Schon beim Eintreten spürte er die Dichte der Luft, die anders war als sonst – nicht nur, weil die Wohnung

warm war, sondern weil etwas Unsichtbares darin lag, eine Erwartung vielleicht, oder nur sein eigenes Kopfkino. Lena war nervös, das sah er sofort, sie erklärte hastig, was kaputt sei, deutete auf die Küche, und Mike nahm das Werkzeug zur Hand, froh, sich mit etwas Praktischem beschäftigen zu können.

Während er unter das Spülbecken kroch, stand Lena viel zu nah, ihre Bewegungen fahrig, ihre Stimme ein wenig zu hoch, wenn sie sprach. Er spürte, wie ihr Blick auf ihm ruhte, spürte, dass sie mehr wollte als nur einen reparierten Hahn. Das Schweigen zwischen ihnen dehnte sich aus, klebrig, schwer, und als er sich aufrichtete, streifte er sie, unweigerlich, ein Kontakt, der wie ein kleiner elektrischer Schlag durch ihn fuhr.

„Danke, dass du gekommen bist“, sagte sie leise, ihre Finger strichen fahrig eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Mike wollte etwas Erwidern sagen, etwas Harmloses, doch die Worte blieben stecken, weil ihre Augen ihn fesselten, diese unsichere, fast kindliche Bitte darin, gesehen zu werden – wirklich gesehen, nicht nur als die kleine Schwester.

Es folgten lange Sekunden, in denen keiner etwas sagte. Lena machte einen halben Schritt auf ihn zu, stoppte, atmete schwerer, und Mike spürte, wie sein Herz raste. „Vielleicht bleibst du noch auf einen Kaffee?“ fragte sie schließlich, die Stimme brüchig, und er nickte, wie ferngesteuert, setzte sich an den kleinen Küchentisch, während sie umständlich Wasser aufsetzte.

Sie redeten über Belangloses, und doch war jeder Satz durchzogen von einem Unterton, einer Spannung, die beide nicht aussprachen. Ihre Hände zitterten leicht, als sie ihm die Tasse reichte, ihre Finger streiften seine, und er sah, wie sie leicht errötete, den Blick senkte, dann wieder hob und ihn ansah – offen, verletzlich, suchend.

Es war diese Mischung aus Unsicherheit und ungesagtem Verlangen, die ihn schließlich den ersten Schritt machen ließ: ein Griff nach ihrer Hand, ein vorsichtiges Ziehen, bis sie bei ihm stand, zu nah, zu warm. Ihr Atem ging schnell, ihre Lippen leicht geöffnet, als sie sich zögerlich vorbeugte, ein erster, unsicherer Kuss, der ihn elektrisierte, gerade weil er so anders war als alles, was er kannte. Maria war in solchen Momenten sicher, fordernd, nahm sich, was sie wollte – Lena hingegen war scheu, weich, fast ängstlich, und gerade das zog ihn tiefer, ließ ihn den Kontakt vertiefen, den Kuss verlangsamend, forschender.

Er zog sie sanft mit sich aufs Sofa, ihre Bewegungen zögerlich, aber nicht ablehnend, eher wie jemand, der sich selbst noch nicht ganz glauben konnte. Seine Hände glitten über ihre Taille, ihre Brüste, spürten die Weichheit, das Unperfekte, das ihn gleichzeitig irritierte und faszinierte; als er sie entkleidete, sah er, dass sie – im Gegensatz zu Maria – nicht rasiert war, ein dichter, dunkler Flaum, der ihn einen Moment innehalten ließ, bevor er weiterging, tastend, forschend, immer tiefer in ein Terrain, das neu und fremd war.

Lena war still, beinahe zu still, während er sie küsste, während er sie mit einer Mischung aus Neugier und wachsender Begierde berührte; ihre Lippen zitterten, aber sie blieb leise, anders als Maria, die in solchen Momenten immer lauter wurde, ihn mit ihrer Lust mitriss. Lena hingegen lag da, nahm ihn auf, weich, warm, nur der beschleunigte Atem und die gespannte Muskulatur verrieten, was in ihr vorging.

Sie probierten die Missionarsstellung, er sah in ihr Gesicht, suchte Zeichen von Genuss, von Erregung, und fand nur dieses stille, konzentrierte Aufnehmen, ein Bild, das sich tief in sein Gedächtnis brannte. Später setzte er sie auf sich, half ihr instinktiv, sich zu bewegen, sah, wie sie zaghaft den Rhythmus übernahm, tastend, unsicher, aber immer mutiger, bis sie sich mit geschlossenen Augen wiegte, immer noch leise, als trüge sie alles nach innen.

Als er schließlich kam, tief in ihr, spürte er ein Beben, das weit mehr war als nur körperlich, ein Erzittern, das ihm zeigte, dass diese Nacht nicht spurlos bleiben würde.

Sie lagen eine Weile schweigend da, beide auf dem schmalen Bett, das jetzt zu groß schien für zwei Körper, die so nah gewesen waren und doch innerlich Welten voneinander trennten. Mike starrte an die Decke, zählte unbewusst die feinen Risse darin, als könnte er in ihnen eine Erklärung finden für das, was gerade geschehen war. Lena hatte sich in die Decke gewickelt, ihre Schultern leicht angezogen, den Blick abgewandt, ohne ein Wort zu sagen – und es war genau dieses Schweigen, das ihn am meisten traf: keine Fragen, keine Forderungen, nur diese wortlose Gegenwart, die nachhallte wie ein Echo.

Als er schließlich aufstand, seine Sachen zusammensuchte, darauf bedacht, keine hektischen Bewegungen zu machen, ertappte er sich bei dem absurden Wunsch, dass sie etwas sagen möge – eine Bitte, ein Vorwurf, irgendetwas, das ihm eine Richtung wies. Doch Lena schwieg, sah ihn nur kurz an, ihre Augen müde, verletzlich, aber nicht anklagend, und dieses Bild verfolgte ihn, als er die Wohnung verließ, die Tür hinter sich schloss, den Flur hinunterging wie jemand, der gerade aus einem Traum erwacht war und nicht wusste, ob er froh darüber sein sollte.

Die Wochen danach waren geprägt von einem Zurückgleiten in die alte Ordnung, einem verzweifelten Festhalten an dem Bekannten, an Ritualen, die plötzlich wie leere Hüllen wirkten. Maria bemerkte nichts, oder wollte nichts bemerken, sie sprach weiter von den Schulprojekten der Kinder, von Gartenplänen für den Frühling, von der Reise nach Südtirol, die sie schon so lange machen wollten. Mike nickte, lächelte an den richtigen Stellen, hielt ihre Hand, wenn sie es erwartete, und küsste sie mit einer Zärtlichkeit, die echt wirkte und doch von einer dünnen Membran der Abwesenheit durchzogen war.

Seine Gedanken kehrten immer wieder zurück zu Lena: zu ihren tastenden Berührungen, der überraschenden Enge ihres Körpers, den leisen Atemzügen, die mehr sagten als Worte es je hätten tun können. Er fragte sich, ob sie es bereute, ob sie darüber nachdachte, ob sie mit ihrer Schwester

sprach. Die Unsicherheit fraß an ihm, nagte wie ein leises, stetiges Bohren, das ihn nachts wach hielt, während Maria neben ihm ruhig schlief.

Und dann kam die Nachricht. Lapidar, fast kühl in ihrer Prägnanz: „Keine Sorge, nicht schwanger. Aber wenn du willst, gerne wieder.“ Er las sie immer wieder, seine Finger strichen unruhig über das Display, als könne er darin eine zweite Bedeutung ertasten. Da war keine Wut, kein Drama, nur dieses Angebot, das wie eine geöffnete Tür dastand – eine Einladung, noch einmal einzutreten in eine Welt, die gleichermaßen verlockend wie zerstörerisch war.

Er saß lange da, das Handy auf den Knien, starrte auf den Satz, der alles und nichts bedeutete, und spürte, wie sich in ihm etwas regte: eine Mischung aus Erleichterung und tiefer, nagender Scham. Er dachte an Maria, die jetzt im Nebenzimmer war, die immer noch glaubte, den Mann an ihrer Seite zu kennen. Und in diesem Moment, während der Bildschirm langsam dunkler wurde, fasste er einen Entschluss, brüchig und doch stark genug, um ihn aufrecht zu halten: nie wieder, schwor er sich, nie wieder diese Schwäche, nie wieder dieser Schritt über eine Grenze, die nur in einem Abgrund endete.

Am nächsten Morgen, als Maria ihm gegenüber am Küchentisch saß, mit zerzaustem Haar und einem Lächeln, das gleichzeitig müde und voller Vertrautheit war, hob Mike den Kopf, sah sie lange an und erwiderte das Lächeln, leicht, fast feierlich, als habe er gerade für sich allein einen Pakt geschlossen – einen Pakt mit der Schuld, die bleiben würde, aber auch mit dem Willen, den Weg zurückzufinden, in ein Leben, das plötzlich kostbarer erschien, gerade weil es so brüchig war.

## Auf Tour

Als ich verstand, welche potentielle Macht mir das Schicksal in die Hand gegeben hatte, zögerte ich keine Sekunde, einen Plan zu fassen, der mir neben Spaß auch einiges an Erkenntnissen über die Menschen auf dem Land zu geben vermochte.

Ich war als Hilfspostbote unterwegs und hatte eine Zustelltour übers Land bekommen, die daraus bestand, viele Kilometer mit dem Auto von Ortschaft zu Ortschaft zu fahren, in denen manchmal nur eine Handvoll Menschen lebte. Neben vielen dieser kleinen Ortschaften gab es auch eine größere, die nahezu am Ende der Tour gelegen war, wobei ich sie nicht größer als dreihundert Einwohner schätzte.

Es begab sich, dass ich am Morgen eine Information aufgeschnappt hatte, die mir eine ältere Frau zwei Dörfer zuvor mitgeteilt hatte und die ich in einem lockeren Gespräch bei der Zustellung am ersten Haus des größeren Ortes preisgab. Ich spürte das Interesse der Frau, der ich diese Geschichte erzählte, und auf ihre weiterführenden Nachfragen hatte ich zunächst keine Antworten. Ich verabschiedete mich und stellte die wenigen Briefe und einige Pakete im Ort zu, ehe ich zu dem vorletzten Haus des Ortes kam, wo ich bereits erwartet wurde. Auch die dort lebende Frau wollte wissen, was ich zwei Orte vorher aufgeschnappt hatte, und ich verstand, dass die Informationsverteilung in diesem Ort schneller als meine eigentliche Zustellung war.

Ich erzählte meine Geschichte erneut und auch ihre Fragen konnte ich nicht beantworten, doch ich wagte mich, eine Kleinigkeit hinzuzudichten, die ich am nächsten Tag wiederum von Hausnummer eins zu hören bekam. Mir wurde völlig klar, dass die Informationsverteilungsstrukturen des Dorfes auf einer anderen Ebene funktionierten, als ich es aus dem städtischen Umfeld gewohnt war.

Am nächsten Tag erhielt ich in den Dörfern vor dem größeren Ort weitere Informationen, die ich auf meiner Zustellfahrt so ineinander verwob, dass beinahe eine Kriminalgeschichte daraus entstand, und mit jedem Gespräch erfand ich mehr und mehr Teile dieser Geschichte.

Nach einer Woche war klar, dass etwas Ungewöhnliches in der näheren Umgebung passiert sein musste, und ab Woche zwei hatte ich das Gefühl, die Geschichtsschreibung einer ganzen Gegend in meiner Hand zu halten. Ich nutzte die Kommunikationsstrukturen dagegen für meinen Spaß und trieb die Geschichte so lange fort, bis ich eines Tages in die Nähe des größeren Ortes kam und sah, wie ein Polizeiwagen vor der Einfahrt des ersten Hauses stand – und mir wurde blitzartig klar, dass ich es völlig übertrieben hatte, sodass jemand die Notwendigkeit besaß, die Polizei darüber zu informieren, was bisher geschehen war.

Ich drehte in der nächsten Waldeinfahrt, brach meine Tour ab und fuhr zurück zur Zustellbasis, legte den Schlüssel und das Fahrtenbuch auf den Tisch meines Supervisors und meldete mich für die nächsten Tage krank.

Auch wenn ich erwartet hatte, dass mich niemand entdecken würde, wurde ich so schnell von der Polizei besucht und ich gestand noch am selben Tag, dass die ganze Geschichte auf einer einzigen großen Lügengeschichte basierte.

In diesem Moment fühlte ich mich schrecklich klein und völlig hilflos – im Gegensatz zu den Tagen zuvor, in denen ich wohl die größte Macht meines Lebens verspürt hatte.

## Wormhole

Er hatte sich Zeit gelassen, nicht aus Trägheit, nicht aus Zweifel, sondern weil sein Weg nicht in gerader Linie lag, sondern wie eine Hommage durch die Erde lief, geschrieben nicht mit Buchstaben, sondern mit dem eigenen Leib, der den Boden las wie eine alte, vergessene Sprache, die sich nur den Geduldigen offenbarte.

Zentimeter um Zentimeter hatte er sich durch das Dämmerreich unter der Welt geschoben, nicht wie ein Suchender, sondern wie einer, der schon weiß, dass das Ziel nicht vorn liegt, sondern ringsum, und mit jeder Bewegung trug er das Dunkel weiter, als trüge er es wie eine Haut, die ihn zugleich schützte und festen Halt gab.

Der Kompost über ihm war nicht bloß Masse und Rest, sondern ein schlafender Gigant, der von Dingen träumte, die einmal geleuchtet hatten – Schalen, Stiele, das Weiche unter der Schale, der erste und der letzte Bissen, der ausgehende Atem –, nun an diesem Ort verschmolzen zu einer Landschaft aus Vergessenem, das ohne Namen weiterwuchs, ohne Richtung.

In dieser Tiefe, die weder Nacht noch Tag war, baute er eine Bahn, die mehr war als schnöder Durchgang, mehr als einfacher Bau – sie war ein Gedanke, der sich nicht sagen ließ, aber sich durch die Schichten zog wie ein Faden aus Bedeutung, gesponnen aus Druck und Dämmer, aus Wärme und dem unhörbaren Laut innerer Notwendigkeit.

Wenn er sich dem Rand des Oben näherte, dann nicht aus Trotz, nicht aus Hunger nach Licht, sondern um das Vibrieren zu prüfen, das durch Geruch sprach, durch Fäulnis und Frucht, durch das leise Gären von Dingen, die nicht mehr sein wollten, aber nicht gehen konnten, als warteten sie noch auf ein allerletztes Zeichen.

Doch meist kehrte er um, noch bevor der Rand wirklich nah war, denn oben roch es nach Kanten, nach Schärfe, nach Dingen, die nicht verwunden, sondern zerschneiden, nach Willen, der nicht lauscht, sondern um sich greift, und er wusste, dass seine Welt aus weicheren Gesetzen bestand, die sich dem Druck nicht beugten, sondern sich ihm entzogen.

Seine Röhre war kein Raum, sondern ein Körper, kein Ziel, sondern ein Zustand – sie war ein Lied aus Tonlosigkeit, das sich durch modrige Verse sang, ein Ritual aus Wiederholung, das Sicherheit nicht versprach, aber sie erahnen ließ, wie das warme Zitieren eines alten Liedes, das niemand mehr bewusst kannte.

Dann fiel es – nicht wie Regen, nicht wie Licht, sondern wie das Ende eines Satzes, das plötzlich keine Fortsetzung mehr zuließ – schwer, fremd, eilig, blind – ein Sturz aus anderem Denken, das nicht fragte, was da unten war, sondern nahm, weil es nehmen konnte, und in diesem Nehmen war kein Zorn, nur Abwesenheit.

Was kam, kam nicht feindlich, aber unbeteiligt – eine Geste von oben, achtlos, ohne eine genaue Richtung – eine neue Schicht, dumpf, nass und kantig – ein Horizont, der nicht langsam kam, sondern fiel, wie ein falscher Rhythmus, der alles davor löscht, und mit einem Mal war alles, was gegraben worden war, nichts als ein Abdruck im Druck eines gedrunenen Abgrunds.

Die Röhre, dieser Körper aus metaphysischer Erinnerung, dieser Fluss aus stiller Entscheidung, war nicht mehr das, was er mal war – nicht zerbrochen, sondern zugeschoben, nicht vergessen, sondern überblendet –, als hätte jemand eine Decke über eine Stimme gelegt, die eben noch sprach und nun verstummt war, unter etwas, das keinen Namen trug, aber ein immenses Gewicht hatte.

Und dort, wo vorher Richtung gewesen war, war nun eindrückliche Enge – nicht Finsternis, sondern wahre Dichte, ein Raum ohne eigene Sprache, ohne selbstgerechte Windung, ohne das Echo der eigenen Spur – und alles, was noch blieb, war ein inneres Pochen, ein leiser, monotoner Widerhall dessen, was gewesen war, nicht aus Hoffnung, sondern aus Bewegung, die nicht aufhören wollte.

Vielleicht war es der Anfang einer neuen Röhre, vielleicht auch nur das Zittern der alten Wege, das sich nicht ablegen ließ – ein Weiter oder Voran, das nicht wusste, wohin, ein sanftes Kreisen, das keine Mitte mehr fand –, aber selbst im herrschenden Druck blieb ein Rest von Form, wie ein Flüstern in Stein, das niemand hören sollte und doch niemals von alleine verschwand.

## Willi Wurm und das Schlaraffenloch

Tief unten im Garten, dort, wo niemand hinschaut, wo es dunkel ist und manchmal ein bisschen muffelt, lebt Willi Wurm. Willi ist kein gewöhnlicher Wurm – nein, er ist ein Kompostwurm mit ganzer Leib und Seele. Sein Zuhause ist der große Komposter hinter dem Schuppen, gleich neben dem alten Pflaumenbaum, wo Frau Runkel ihre Apfelschalen, Kaffeesätze und welke Salatblätter hineinwirft.

„Mein Schlaraffenland!“, ruft Willi jeden Morgen, wenn er die feuchten Reste von Gurkenschalen beschnuppert oder sich durch einen matschigen Bananenstumpfen windet. „Was für eine Pracht! Was für ein Fest! Was für ein... huh, ist das etwa... Zucchini?!“ Dann schmatzt er vergnügt, schlängelt sich durch das Buffet und baut dabei seine kunstvollen Gänge.

Willi liebt seine Gänge. Sie sind gewunden wie Spaghetti, geheimnisvoll wie Labyrinth und voller Abzweigungen, in denen er Nickerchen hält. Manchmal verläuft er sich sogar selbst darin – aber das macht nichts, denn irgendwann trifft er immer wieder auf seinen Lieblingsplatz: die Karottenhöhle. Dort hat er sich aus alten Karottenfasern ein kleines Sofa gebaut. „Wurmsofa, was für ein Luxus“, sagt er dann zufrieden.

Eines Tages jedoch, als Willi gerade dabei ist, ein besonders delikates Stück Eierschale zu zerbröseln, rumpelt es über ihm.

Krach. Plumps. Rumps!

Ein riesiger Klumpen Kartoffelbrei fällt direkt in seine Frühstücksgrube.

„Alarmstufe Matsche!“, ruft Willi und taucht ab, direkt in den Fluchtgang Nr. 7B (Hauptgang, zweite links, hinter dem Teebeutel).

Doch kaum hat er sich beruhigt, entdeckt er mitten im Kartoffelbrei... etwas Ungewöhnliches. Etwas, das sich bewegt. Etwas mit Haaren.

„Wer bist du denn?!“, fragt Willi vorsichtig.

„Ich bin Käthe Krümelkäfer“, sagt das zappelnde Ding. „Ich war eben noch in der Brotdose, habe mich an den schmackhaften Resten gelabt und dann... plumps! Jetzt bin ich hier. Wo bin ich hier überhaupt? Es riecht wie Großmutter's Gemüseschrank!“

„Willkommen im Schlaraffenloch!“, sagt Willi stolz und macht eine elegante Wurmrolle. „Ich bin Willi Wurm, Gangleiter und Kompostierungsprofi. Und du, Käthe, hast gerade das Paradies betreten.“

Käthe blickt sich um. Es dampft, es blubbert, es riecht... na ja... speziell. „Das Paradies?“

„Na klar!“, sagt Willi. „Hier gibt's alles: Frühstück, Mittagessen, Abendbrot – und das rund um die Uhr. Keine Jäger, keine Staubsauger, keine ekligen Schuhsohlen. Nur Bio-Buffet, wohin man schaut!“

„Hm“, macht Käthe. „Aber es ist auch ein bisschen... rutschig.“

„Das ist die Sojasaucenrutsche“, erklärt Willi. „Ein echter Hit bei den Jungwürmern!“

Käthe lacht, und Willi grinst – soweit ein Wurm eben grinsen kann.

Zusammen erkunden sie die Gänge. Willi zeigt ihr den Zwiebelballsaal (nur mit Nasenklammer betretbar), den Kompost-Kino-Gang (eine verrottete Zeitungsseite, auf der sich Schattenbilder abzeichnen) und das geheimnisvolle Pilzparadies, wo alles ein bisschen glitzert, wenn man schießt.

„Und hier“, flüstert Willi schließlich, „liegt der Schatz.“

„Ein Schatz?!“, ruft Käthe aufgeregt, „Was für ein Schatz? Gold? Juwelen?“

„Noch besser“, sagt Willi mit leuchtenden Augen, „eine vollständig intakte, leicht angegammelte Erdbeere!“

Käthe schüttelt erst den Kopf – und beißt dann zu. „Mmh. Du hast recht. Das ist besser als vieles andere!“

Sie richten sich gemeinsam ein kleines Lager ein. Käthe lernt, wie man Teebeutelzelte baut. Willi lernt, dass Krümelkäfer wirklich jeden Krümel finden. Und zusammen erfinden sie neue Gänge mit Namen wie „Kichererbsenschlupf“, „Kraut-Karacho“ oder „Pups-Express“.

Doch eines Tages steht der Komposter plötzlich still. Keine neuen Reste. Keine neuen Apfelschalen. Nur Trockenheit.

„Frau Runkel ist wohl im Urlaub“, murmelt Willi. „Dann sind wir ohne Nachschub... kein Schlaraffenland für eine Zeit lang!“

Die beiden Freunde beschließen, etwas zu unternehmen, um den Grund herauszufinden. Sie starten eine Expedition nach oben, vorbei an alten Zwiebelschalen, Kaffeefiltern und einem geheimnisvollen Joghurtbecher, der niemandem gehört und hier eigentlich nicht sein sollte.

Am Rand des Komposters spähen sie vorsichtig hinaus.

„Siehst du etwas?“, fragt Käthe.

„Nur... einen Gartenzweig.“

„Vielleicht kann der helfen?“

Willi denkt nach. Dann hat er eine Idee. „Wir bauen ein Wurmzeichen! Einen Hinweis für die Menschen!“

Zusammen schieben sie Bananenschalen, Brotrinden und Salatstücke so hin, dass sie von oben aussieht wie ein Wort: „Mehr!“

Zwei Tage später – *schmatz!* – fällt eine Melonenschale vom Himmel. Dann eine Handvoll Spaghetti. Und schließlich: ein ganzer Kürbisdeckel.

„Es hat funktioniert!“, ruft Käthe.

„Wir sind gerettet!“, jubelt Willi und macht einen dreifachen Purzelwurm.

Seitdem ist das Schlaraffenloch berühmter denn je. Andere Würmer besuchen es als Touristenziel, und Käthe schreibt Reiseberichte über die besten Apfelschalen des Jahres.

Und Willi? Der hat neue Gänge angelegt. Noch länger, noch schlängeliger – und manchmal, wenn er besonders gut gelaunt ist, schreibt er mit ihnen ein Wort in den Boden: „Danke“.

## Weihnachten bei Herrn Röslein

Herr Röslein war kein böser Mensch, aber das Gerücht, er sei es, hielt sich standhaft wie die Flechten an seiner bröckelnden Hausfassade, und wenn man ehrlich war, dann hatte er selbst nicht eben viel dafür getan, es zu widerlegen – im Gegenteil: Er grüßte nicht, wenn man ihn grüßte, er lachte nie, wenn man ihn anlachte, und wenn er doch einmal den Mund aufmachte, dann kamen Dinge heraus, die nach Ablehnung und kalter Abneigung klangen, auch wenn die Worte selbst meist harmlos genug waren.

Er lebte allein, natürlich, das war in der Straße ohnehin bekannt, und das Alleinsein, das wusste jeder, war die erste Stufe auf dem Weg zur Schrulligkeit, vielleicht sogar zur vollständigen Menschenscheu, aus der nur noch Katzen oder der plötzliche Tod einen zu befreien vermochten. Aber Herr Röslein hatte weder Katzen noch den Tod – oder besser: der Tod hatte ihn noch nicht – und so saß er nun, am Nachmittag des vierundzwanzigsten Dezembers, in seinem Wohnzimmer, das nach Linoleum und vergilbtem Resopal roch, trank Schnaps aus einer Teetasse und hörte Jazzmusik aus einem knisternden Radio, dessen Frequenz immer einen Hauch neben dem Richtigen lag.

Sein „Anti-Weihnachten“, wie er es nannte, war sorgfältig vorbereitet: kein Baum, kein Licht, keine Plätzchen, kein Fernsehen mit Kitsch und Glockenspiel, sondern Sauerkraut mit Speckwürfeln, ein Buch von Schopenhauer auf dem Beistelltisch, das er seit Jahren nicht über Seite 14 hinaus gelesen hatte, und das leise Stöhnen des Windes, der an seinem maroden Dach rüttelte wie ein Geist, der den Eingang nicht fand.

Er trug einen hässlichen, braunen Strickpullunder, in dem er aussah wie ein pensionierter Verkehrspolizist, was er auch war, und Socken mit kleinen Löchern, die an der Ferse einen Grauton angenommen hatten, der selbst durch hartnäckiges Waschen nicht mehr zu entfernen war. Als er gerade mit der Teetasse ansetzte, um dem ersten „Trinkspruch gegen das Fest der Heuchelei“ (wie er es nannte) zu frönen, klopfte es.

Nicht zaghaft. Nicht wie jemand, der um Butter oder Kerzenstummel bittet, sondern laut und zielsicher. Fast fröhlich. Er erschrak.

Es gab keinen vernünftigen Grund, warum am Heiligabend jemand bei ihm klopfen sollte, es sei denn, es war ein Irrtum – oder ein Zeuge Jehovas, dachte er, was im Grunde dasselbe war. Zögernd, den Schnaps noch in der Hand, stand er auf, ging zur Tür und öffnete sie.

Draußen stand eine Frau, Mitte dreißig, mit einer Mütze in Regenbogenfarben, die irgendwie nicht zu ihrem blassen, erschöpften Gesicht passte; in der Hand hielt sie eine zerdrückte Plastiktüte, aus der ein Rest Geschenkpapier und eine zerbeulte Christbaumkugel ragten. Ihre Augen waren gerötet – vom Weinen oder vom Wetter oder beidem.

„Entschuldigen Sie“, sagte sie, „aber ich... ich weiß nicht, wohin.“

Herr Röslein sagte nichts. Er schielte auf die Kugel. Golden, mit roten Sternen. Billig und geschmacklos. Ein Symbol des weihnachtlichen Unsinns und: Er hasste Symbole.

„Ich bin die neue Nachbarin aus Nummer 11“, sagte sie. „Sie kennen mich sicherlich nicht. Ich bin erst letzte Woche eingezogen.“

Er nickte langsam, nicht weil er sie erkannte, sondern weil er hoffte, dass das Nicken das begonnene Gespräch endlich beendete.

„Ich hatte Streit mit meinem Freund. Jetzt ist er weg – und das an Weihnachten. Ich bin ihm hinterher, hatte gehofft, dass wir noch mal die Chance bekommen, doch dann habe ich ihn verloren. Als ich dann... an Ihrer Türe... Ich sah das Licht unter der Türe... Ich dachte, vielleicht... haben Sie eine Steckdose? Für die Lichterkette, die ich dabei habe? Oder einfach nur... ein bisschen Gesellschaft für mich – denn ich habe schon bemerkt, dass Sie auch alleine sind.“

Was dann geschah, war nicht geplant, nicht einmal von irgendeinem unterbewussten Reflex gesteuert – es war einfach das, was geschah: Herr Röslein trat einen Schritt zur Seite und ließ sie herein, und während sie ihre klammen Finger an seiner Heizung wärmte, stellte er eine zweite Tasse auf den Tisch, füllte Schnaps hinein und schob ihr die Teekanne zu, als wäre das alles ganz normal, als hätte er jedes Jahr zur gleichen Zeit Besuch von einer Fremden mit kaputten Kugeln, Lichterkette und Herzschmerzen.

Sie sagte nicht viel und das war gut so. Denn in der Stille, die zwischen ihnen lag, war Platz für ein Schweigen, das nicht verletzte, sondern wärmte. Er hörte sie atmen. Leise, wie jemand, der nicht mehr mit allem rechnet, aber noch nicht aufgegeben hat.

Die Kugel stellte sie auf das Fensterbrett. Sie kippte leicht zur Seite, aber blieb stehen. Die Lichterkette schloss sie an seine uralte Mehrfachsteckdose an, die etwas versifft war und für die er sich aus irgendeinem Grund plötzlich schämte, und für einen Moment leuchteten die kleinen, bunten Lämpchen wie eine fehlerhafte Hoffnung – flackernd, aber lebendig.

Herr Röslein runzelte die Stirn. Dann nahm er das Schopenhauer-Buch vom Tisch und legte es ins Regal zurück.

„Ich habe Sauerkraut gemacht“, sagte er, „mit Speck.“

Sie nickte, und während draußen der Wind die letzten Töne von „Silent Night“ in den Äther trug, aßen sie zusammen aus einem einzigen Topf und tranken den Schnaps mit klammen Fingern, und als die Frau später einschlief – eingerollt auf seiner Couch, unter einer Decke, die nach Campher roch –, saß Herr Röslein noch lange da und starrte auf die flackernde Kugel, die nun irgendwie schöner schien, als sie je hätte sein dürfen.

Er glaubte nicht an Wunder. Er dachte nicht an Einsamkeit. Er dachte nur, dass das Leben ihm schon seltsam mitspielt – und das ausgerechnet an Weihnachten!



## Nikolaus in Jeans

Der Nikolaus saß auf seiner großen Bank und seufzte. „Ach, dieser rote Mantel kratzt und ist so schwer! Immer das Gleiche, Jahr für Jahr!“ Er schaute in den Spiegel und zog eine Grimasse. „Ich hätte viel lieber mal was anderes an. Vielleicht Jeans, ein Hemd mit Hosenträgern und dazu schöne Sneaker. Das wär was!“

Gesagt, getan. Nikolaus holte aus dem Schrank eine blaue Jeans und ein kariertes Hemd, schnallte sich braune Hosenträger über die Schultern und schlüpfte in ein paar schicke, weiße Sneaker. Er drehte sich vor dem Spiegel und grinste. „So fühle ich mich viel leichter. Richtig flott!“

Doch da kam Knecht Ruprecht herein. Er blieb wie angewurzelt stehen und rief: „Nikolaus! Was ist DAS denn? Du siehst ja gar nicht mehr aus wie der Nikolaus! Wo ist dein roter Mantel? Deine Mütze? Das ist doch nicht passend!“

Nikolaus schmunzelte. „Ach, Ruprecht, sei doch nicht so streng. Hauptsache, die Geschenke kommen an, oder?“

Knecht Ruprecht schüttelte den Kopf. „Die Kinder werden dich gar nicht erkennen!“

Gerade als sie noch diskutierten, kamen die Rentiere hereingetrabt. Sie machten große Augen und riefen durcheinander: „Nikolaus, du siehst toll aus! Viel moderner! Richtig schick!“

Nikolaus lachte. „Na, seht ihr? Die Rentiere finden’s gut.“

Da kamen auch die kleinen Engelchen angeflattert. Sie schauten ganz verwirrt. „Wer bist du denn?“, fragte eines zaghaft. „Bist du der neue Postbote?“

Nikolaus musste so sehr lachen, dass sein Bauch wackelte. „Nein, nein, ich bin’s, euer Nikolaus! Nur ein bisschen anders heute.“

Die Engelchen kicherten. „Oh je, wir hätten dich fast nicht erkannt!“

Knecht Ruprecht brummte: „Siehst du, was ich gesagt habe?“

Nikolaus zwinkerte. „Keine Sorge! Ich habe ja noch meinen roten Mantel hier.“ Er schnappte sich den Mantel, warf ihn locker über die Schulter und rief: „Auf geht’s, Freunde! Die Kinder warten auf ihre Geschenke.“

Alle lachten, selbst Knecht Ruprecht konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Und so zogen Nikolaus in Jeans, die Rentiere, Knecht Ruprecht und die Engelchen los – bereit für die große Weihnachtstour.

Und wisst ihr was? Dieses Jahr freuten sich die Kinder doppelt. Denn ihr Nikolaus war nicht nur freundlich und großzügig, sondern auch ganz besonders cool!

## Der fünfte Schlüssel des Nikolaus

Wenn man sich bemüht, die Wahrheit aus den Nebeln der Jahrhunderte zu ziehen – einer Wahrheit, die sich nicht wie ein Körper greifen, sondern nur wie ein Schatten denken lässt –, so stößt man unausweichlich auf jene Figur, die sowohl über die Schwelle des Mythos schreitet als auch an der Pforte der Chronik verweilt: Nikolaus, Bischof von Myra, ein Mann, dessen Geburtsdatum ungewiss, dessen Todesjahr nur eine Ahnung ist, dessen Taten jedoch in einer seltsamen Weise fortleben, als hätten sie sich nicht in der Zeit, sondern in einem Raum jenseits der Zeit ereignet, einer Art Spiegelkammer aus Geschichten, Wünschen und ritueller Wiederholung.

Es gibt, so erzählt ein Manuskript aus der Bibliothek des Klosters Agathonos, das nur mit besonderer Erlaubnis des Abtes eingesehen werden darf und in dessen bläulich verfärbten Pergamentseiten sich die Tinte wie von selbst aus dem Dunkel der Jahrhunderte zu regen scheint, fünf Schlüssel, die der heilige Nikolaus in seinem Leben besaß und von denen nur vier den gewöhnlichen Sterblichen bekannt seien: den Schlüssel zum Kornspeicher, den er in Zeiten der Hungersnot den hungernden Menschen übergab; der Schlüssel zum Kinderherzen, den er durch seine Gaben und seine Milde gewann; der Schlüssel zur Freiheit, den er jenem unschuldig Verurteilten in Patara brachte, indem er dem Richter die Wahrheit abverlangte wie ein Alchimist das Gold aus dem Blei; und der Schlüssel zur Seele, mit dem er nicht nur die Toten auferwecken, sondern auch den Lebenden Mut einhauchen konnte, wie man einem fast erloschenen Docht noch einmal Atem spendet.

Der fünfte Schlüssel jedoch – so raunt das Manuskript – ist nicht aus Eisen, nicht aus Gold, nicht aus Holz, sondern aus reiner Erinnerung geschmiedet; er sei ein Schlüssel ohne Schloss, ein Instrument, das nur dort passt, wo niemand mehr nach Öffnung sucht. Borges hätte ihn wohl ein metaphysisches Artefakt genannt, ein Ding, das in der Welt der Objekte nicht existiert und doch in jedem Traum, jeder Legende und jedem Kinderwunsch eine Spur hinterlässt.

In Smyrna, wo einmal ein steinernes Hospital stand, das in den Tagen der Pest zu einem Ort stiller Wunder wurde, soll Nikolaus einst einem sterbenden Kind erschienen sein – nicht als greiser Bischof mit Mitra und Krummstab, sondern als schmaler Mann mit der ernsten Miene eines Gerichtsbeamten und der glimmenden Wärme eines Vaters –, und es heißt, er habe dem Kind nicht etwa das Leben verlängert, sondern ihm die Angst vor dem Dunkel genommen, in dem sich der Tod verbarg, als wäre er nur ein weiterer Gang in jenem großen, labyrinthischen Palast, in dem Gott selbst den Architekten spielt, doch niemandem den Plan verrät.

Es wäre vermessen, in diesen Überlieferungen nur Allegorien zu sehen, wie es die Historiker aus Oxford und die Philologen aus Tübingen gern tun; vielmehr muss man sich vorstellen, dass Nikolaus – so wie Dickens in den Straßen Londons wandelte und dabei sowohl den Dreck der

Gosse als auch das Licht der Laternen in sich aufnahm – ein Mann war, der weniger durch Wunder wirkte als durch jene stille, fast unscheinbare Bewegung des Herzens, die etwas in den Menschen veränderte, eine Witterung hinterließ, als sei die Gegenwart des Heiligen weniger ein Ereignis als ein Umschlag im Bewusstsein: eine plötzliche Bereitschaft zur Güte, zum Mitleid und zur Hingabe an das Notwendige.

Ein Brief, der 1811 in der Bibliothek des Earls von Brockenhurst aufgefunden wurde und auf Griechisch verfasst ist – sein Absender ist lediglich mit „N.“ signiert – berichtet von einer Gestalt, die in den Wirren eines Seeräuberüberfalls auf die lykische Küste im 4. Jahrhundert auftauchte, die Kinder barg, Brot verteilte, die Räuber zum Schweigen brachte und dann verschwand, ohne eine Spur zu hinterlassen, außer einem zerbrochenen Siegelring mit einem Fischsymbol und drei Ähren. Dickens hätte in dieser Szene nicht nur das Pathos des Zufalls, sondern die leise Ironie des menschlichen Bemühens gespürt – denn der Mensch ist niemals so göttlich wie in dem Moment, in dem er sich kleinmacht, um anderen groß zu erscheinen.

Was bleibt von einem Menschen, wenn seine Taten zu Legenden geworden sind und seine Legenden zu Riten? Vielleicht ist Nikolaus ein solcher Fall: ein Mann, der lebte, starb und dann, durch die Jahrhunderte hindurch, weiterlebte, nicht weil man ihn nicht vergessen konnte, sondern weil man sich in ihm etwas merken wollte, das jenseits der Erinnerung lag – ein wohliges Gefühl, Sicherheit im Herzen, ein stilles Erzittern vor dem Guten.

So stecken wir jedes Jahr am sechsten Dezember nicht nur Mandarinen und Nüsse in die blankgeputzten Schuhe der Kinder, sondern auch ein Stück von jenem fünften Schlüssel, den wir nicht benennen, nicht erklären, nicht einmal ganz denken können – weil er nicht dem Besitz, sondern dem Vertrauen gehört; nicht der Geschichte, sondern der Möglichkeit; nicht dem Gestern, sondern der stillen Ahnung, dass es einen Ort gibt, an dem ein milder Mann mit ernsten Augen und einem Mantel aus Nachtluft über uns wacht, ohne uns zu rühren, ohne uns zu retten, aber mit der tiefen, fast göttlichen Geduld dessen, der weiß, dass sich jede Tür irgendwann öffnen muss.